



Adresse: Saratow,  
типо-литограф. Г. Х.  
Шельгорнь и К<sup>о</sup>.

Adresse des Redakteurs:  
г. Саратовъ, Боль-  
шая Кострижная  
№ 40.  
I. Крушинскому.

№ 24.

VIII. Jahrgang.

Mittwoch, den 16. März 1905.

Erscheint jeden Mittwoch.

Jährlich 52 Nummern.

Geschäftsstelle:

Saratow, Theaterplatz, Haus Tillo.

Fernsprecher № 77.

Preis fürs Inland 3 Rbl.,

fürs Ausland 3 Rbl. 50 Kop.

Redakteur: J. Kruschinsky, Bolschaja Kostrihnaja, № 40.

**Inhalt.** Fest des hl. Joseph. — Ängstliche Kinder. — P. Joseph Spillmann S. J. — Die russischen Klostergefängnisse. — Unsere Dorfschule (Fort.) — Schule und Sprache in Polen. — Das Eggen der Winterjaaten im Frühling. — Reisebilder von P. Leonard Eberle (Fort.) — Vom Kriegsschauplatz. — Korrespondenz. — Aus Welt und Kirche. — Ein Opfer des Beichtgeheimnisses (Fort.) — Allerlei. — Anfündigungen.

## Fest des heiligen Joseph.

(19. März.)

Das Fest des liebenswürdigen, heiligen Joseph versetzt uns von Golgatha nach Nazareth und Bethleheim, von dem Krenze an die Krippe. Für heute verstummt das Wutgeschrei der Juden: Kreuzige ihn! kreuzige ihn! Heute lauschen wir der Engelbotschaft: „Joseph, scheue dich nicht, Maria, dein Weib, zu dir zu nehmen“. „Maria, dein Weib“, sagt ein Bote des Himmels. Joseph ist „der Mann Mariens“. „Darin liegt der Grund all seiner Würde, Heiligkeit und Herrlichkeit“, sagt Papst Leo XIII.<sup>1)</sup>

Der Sohn Gottes wollte unsere menschliche Natur annehmen aus einer jungfräulichen Mutter. „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären“,<sup>2)</sup> so war es verheißen. Der Sohn der Jungfrau wollte äußerlich als ein gewöhnliches Menschenkind erscheinen, ebenso pflege- und nahrungsbedürftig, unselbständig und hilflos, wie ein gewöhnliches Adamskind. Mutter und Sohn bedurften also gleichmäßig eines Beschützers, der das Wunder der jungfräulichen Geburt vor den Augen aller Uneingeweihten verbarg und mit der Liebe eines Gatten und Vaters Arm und Hand in ihren Dienst stellte. Wohl war Maria fest entschlossen, zeitlebens keinen Mann zu erkennen, wohl hatte sie durch ein Gelübde ihre Jungfräulichkeit Gott geweiht; doch aber fügte Gott selbst es so, daß sie einem Mann ihre Hand zu einem wahren Ehebunde reichte, so daß er in Wahrheit „ihr Mann“,<sup>3)</sup> sie „seine Gattin“<sup>4)</sup> wurde. Dies Eingehen einer jungfräulichen Ehe erklärt sich am leichtesten durch die Annahme, daß Maria einziges Kind ihrer Eltern, „Erbtochter“, und als solche nach dem Gesetze gehalten war, einem Manne ihres Stammes die Hand zu reichen.<sup>5)</sup>

Dieser Glückliche war Joseph, ebenso wie sie aus dem

Hause Davids, Obwohl aus königlichen Geblüte, lebte er doch in sehr bescheidenen Verhältnissen und ernährte sich und die seinen mit seiner Hände Arbeit als Zimmermann.<sup>6)</sup>

Wie groß ist nun nicht diese Würde, zu welcher Gott den schlichten Zimmermann auserwählt und berufen hat! „Davids Sohn“, Nachkomme des großen Königs, des Mannes nach dem Herzen Gottes, war ein ehrenvoller Titel; aber weit ehrenvoller ist der andere „Bräutigam der Jungfrau rein“. Eheleute teilen mit einander Würde und Titel. So ist es allgemein Brauch, so liegt es in dem Wesen der ehelichen Verbindung begründet; die ist ja die engste, welche es unter Menschen gibt. „Die Ehe“, sagt Papst Leo XIII., „ist die innigste Vereinigung und Gemeinschaft und fordert darum zufolge ihrer Natur allseitige Gütergemeinschaft. Die Muttergottes-Würde ist aber die höchste, zu welcher ein bloßes Geschöpf erhoben werden kann. Joseph, der Mann Mariens, stand also dieser höchsten geschöpflichen Würde am nächsten.“

Und es war keine leere Würde; „Mann der Gottesmutter war kein bloßer Titel. Dieser gab ihm vielmehr Pflichten und Rechte eines Nährvaters, ja des gesetzlichen Vaters des Gottessohnes. Die Fülle der Zeiten war gekommen. Der Erzengel brachte Maria die frohe Botschaft; Maria nahm die ihr angetragene Bürde und Würde an. Der Heilige Geist kam über sie, und die Kraft des Allerhöchsten überschattete sie. Und „es fand sich“, berichtet der Evangelist, „daß sie vom Heiligen Geiste empfangen hatte“.

Joseph hatte trotz Marias demütigem Schweigen vernommen, daß Maria vom Heiligen Geiste empfangen hatte. Der Heilige Geist hatte es ja unterdessen selbst Elisabeth offenbart, Elisabeth und Zacharias hatten es laut ausgesprochen. Elisabeth hatte Maria begrüßt als die Mutter des Herrn, Zacharias hatte im überströmenden Jubel seines Herzens den Ausgang aus der Höhe begrüßt, der sein Volk heimgesucht habe, es zu erlösen. Diese Vorgänge

<sup>1)</sup> Rundschreiben vom 15. August 1889.

<sup>2)</sup> Zf. 7, 14. <sup>3)</sup> Matth. 1, 16. 19. <sup>4)</sup> Matth. 1, 20. 24. <sup>5)</sup> 4 Moj. 27, 6; 36. 6—12.

<sup>6)</sup> Matth. 13, 55.

konnten ja vollständig genügen, den Mann Mariens mit dem Geheimnisse der Menschwerdung bekannt zu machen. Jetzt hält er sich für unwürdig, Mariens Mann zu werden oder, wenn man will, zu verbleiben -- das jüdische Recht kannte nämlich keinen wesentlichen Unterschied zwischen Verlobung und Vermählung.<sup>7)</sup> Noch sind sie nicht zusammengekommen, d. h. noch wohnen Joseph und Maria nicht unter demselben Dache. Joseph wagt es nun auch nicht mehr, Maria zu sich zu nehmen, seit er in ihr die jungfräuliche Mutter des Heilandes und Emmanuel<sup>8)</sup> erkannt hat. Nach langem, ernstlichem Nachsinnen glaubt er sich gehalten, das Band der Verlobung zu lösen und der so hoch begnadigten Jungfrau ihre volle Freiheit wiederzugeben. Aber siehe, da kommt ihm ein Bescheid vom Himmel: Trag kein Bedenken, dein Weib Maria zu dir ins Haus zu nehmen; denn da sie, wie du weißt, vom Heiligen Geiste empfangen hat, trittst du keinem irdischen Vater zu nahe; im Gegenteile, zögst du dich zurück, würden Mutter und Kind einen Ernährer, Pfleger und Vater vermissen. Dir erkennt der himmlische Vater die Rechte eines irdischen Vaters zu; übe du das Vaterrecht der Namensgebung aus. Erlöser ist das Kind; gib ihm also den Namen „Jesus, Erlöser“. Und Joseph tat, wie ihm der Engel des Herrn befohlen hatte, und er nahm sein Weib zu sich.

Und mit Maria, der lebendigen Arche des Neuen Bundes, hielt der Sohn Gottes seinen Einzug unter St. Josephs Dach. Er ordnet sich St. Joseph unter als dem Hausherrn, Familienhaupte, Ernährer, Pfleger und Vater. „Vater Jesu“ läßt er ihn nennen;<sup>1)</sup> „Vater“ nennt er ihn selbst, mit der Ehrfurcht und Liebe eines Sohnes gibt er sich ihm hin und ordnet er sich ihm unter.

Diese seine unvergleichlich hohe Würde hebt ihn hoch über alle anderen Adamsöhne empor; so nahe wie er stand kein Mann dem Sohne Gottes, näher als er konnte keiner ihm stehen. Und Grund und Wurzel dieser seiner Würde ist seine Stellung zu Maria. Er heißt und ist Vater Jesu, des Sohnes Gottes; denn er ist im vollen Sinne Mann Mariens, der Mutter Gottes. Dieser selbe Titel ist auch Grund und Wurzel seiner Heiligkeit.

Heiliges darf nur heiligen Händen anvertraut werden. Wie heilig müssen dann nicht St. Josephs Hände gewesen sein! Der Himmel selbst vertraute ihm ja die heiligsten Personen an, die jemals hier auf Erden gewandelt sind, die Königin der Heiligen, ja, den Heiligen der Heiligen, die persönliche, unerschaffene, ewige Heiligkeit selbst. Wie heilig muß da nicht St. Joseph schon bei seiner Vermählung mit Maria gewesen sein! „Kein Zweifel, ein guter und getreuer Mann muß Joseph gewesen sein, da ihm die Mutter des Heilandes angetraut wurde; ein guter und getreuer Diener, sage ich, muß derjenige gewesen sein, den der Herr bestellte zum Tröster seiner Mutter, zum Nährvater seines menschlichen Wesens, zum alleinigen getreuen Gehilfen bei Ausführung seines großen Ratschlusses auf Erden.“

Zum Überfluß aber sagt uns die Heilige Schrift ausdrücklich: „Joseph, ihr (Marias) Mann, war gerecht“. Gerecht, so nennt die Heilige Schrift auch den frommen Dulder Job<sup>1)</sup> und die frommen Eltern des Vorläufers;<sup>2)</sup>

gerecht heißt in ihrer Sprache ein Mensch, der nicht bloß andern nicht Unrecht tut und jedem das seine gönnt und gibt; gerecht ist so viel wie rechtschaffen überhaupt, fromm, gewissenhaft, gottesfürchtig, tugendhaft, eifrig im Dienste Gottes.

Der heilige Joseph brachte also ein reiches Tugendkapital mit in seinen Ehebund mit Maria. Wie aber muß er nicht als Mann Mariens dieses Kapital täglich vermehrt haben! Täglich und stündlich hatte er das Tugendbeispiel Mariens, dieses Spiegels aller Gerechtigkeit und Heiligkeit, vor Augen. Später sah er den Sohn Gottes selbst in seiner Hütte aufwachsen und erstarken und zunehmen an Gnade bei Gott und den Menschen. Wie mächtig mußte ihn das nicht anspornen, so leuchtenden und liebenswürdigen Vorbildern nach Maßgabe der ihm verliehenen Gnade nachzuahmen! Und in wie reichlicher Fülle mußten die Gnaden ihm nicht zufließen! Welch reichen Gnadensegen zog nicht Marias Dankbarkeit, Liebe und Gebet auf ihren Mann herab! Und erst das Jesuskind! wenn St. Joseph das sah, liebenswürdig vor allen Menschenkindern,<sup>3)</sup> wenn er es auf seine Arme nahm und an sein Herz drückte — und der Knabe und Jüngling, wenn er Joseph mit dem süßen Namen Vater grüßte, ihn um Aufträge und Weisungen bat, sich von ihm im Zimmermannshandwerk unterrichten ließ, wie mußte er nicht die Liebe in Josephs Vaterherzen entflammen! mit wie reichen Gnaden mußte er ihm nicht alle seine Dienste lohnen!

Was soll ich sagen von seiner Sorge für Maria und das Kind, seiner Geduld und Sanftmut? was von seiner vertrauensvollen Hingabe an die Leitung der göttlichen Fürsorge? was von seiner Gewissenhaftigkeit, womit er auch alle äußeren Bestimmungen des Gesetzes genau beobachtete?

Ihr seid vertraut genug mit der Heiligen Geschichte. Es genügt, seine verschiedenen Aufenthaltsorte euch genannt zu haben, Bethlehem, Agypten, Nazareth, Jerusalem und den Tempel: und ihr erinnert euch sogleich der Tugendbeispiele, wodurch er alle diese Orte seinen Verehrern wert, teuer, heilig und verehrungswürdig gemacht hat. Seine Tugend und Heiligkeit entsprach seiner Würde, und seine Würde wurzelte in seinem Verhältnisse zu Maria.

Und seiner Würde und Heiligkeit entspricht auch seine Herrlichkeit im Himmel. Wie groß muß diese nicht sein! Maria ist hoch erhoben über alle Ehre der Engel und Heiligen; ihr Thron steht dem Throne des dreieinigen Gottes zunächst. Sie ist die Königin des Himmels, und ihm gebührt der Ehrentitel „Mann Mariens“. Muß der Glanz ihres Thrones nicht auf ihn herüberstrahlen?

Der König des Himmels hat ihn so oft ehrerbietig „Vater“ gegrüßt. Er ist es, der ins Kindesherz das Gebot geschrieben hat: du sollst Vater und Mutter ehren. Kein Kind hat jemals auf Erden dies Gebot so vollkommen gehalten, wie Jesus dem heiligen Joseph gegenüber. Jesus wird jetzt im Himmel, zur Rechten des himmlischen Vaters erhöht, die Ehrerbietung nicht vergessen, die er seinem irdischen Vater schuldet.

Flüchten wir uns daher mit kindlichem Vertrauen unter St. Josephs Schuzmantel; rufen wir ihn an alle

<sup>7)</sup> 5 Moj. 22, 24. <sup>8)</sup> Jf. 7, 14.  
<sup>1)</sup> Luf. 3, 23. <sup>2)</sup> Matth. 13, 55.

<sup>3)</sup> Joh. 6, 42. <sup>4)</sup> Luf. 2, 48, 33;  
<sup>1)</sup> Job 1, 1. <sup>2)</sup> Luf. 1, 6. <sup>3)</sup> Jf. 44, 3.

Tage unseres Lebens. Dann wird er uns beschützen im Tode, und in den Armen St. Josephs ist gut sterben.

### Ängstliche Kinder.

**O**wohl ein jedes Kind infolge seiner Zartfühligkeit und Unerfahrenheit eine gewisse Neigung zur Furcht, in sich trägt, so gibt es doch überdies auch manche, die von Natur ganz besonders zur Angst veranlagt sind. Das sind in der Regel nervenschwache, kränkliche Kinder. Für die Eltern und Erzieher ist es eine wichtige Aufgabe, solche Kinder mit Erfolg von der Furchtsamkeit zu heilen. Auch schwierig ist diese Aufgabe, indem man durch Ungeschicklichkeit, anstatt zu heilen, den Keim der Ängstlichkeit nur noch entwickeln hilft, wodurch auch am meisten gefehlt wird. Zum Beweise dafür sei folgendes hier angebracht.

In einer kleinen Familie, die nur aus Vater, Mutter und einem Söhnlein bestand, ereignete sich folgende Geschichte. Jakob, das Söhnlein, war äußerst ängstlich. Sobald am Abende das Licht brannte, ließ Jakob sich um alles in der Welt nicht mehr aus dem Zimmer schicken, ob schon er schon im zwölften Lebensjahre stand. Mußte er dennoch das Zimmer auf kurze Zeit verlassen, so tat er es nur an der Hand seines Vaters oder seiner Mutter, die er dann keinen Augenblick losließ. Eines Abends, da es schon sehr finster war, bat der Knabe, man möge ihn auf den Hof geleiten. Ohne ein Wort zu sagen, nahm der Vater ihn bei der Hand und trat aus dem Zimmer. Auf dem Hofe ließ er den Knaben los und sagte: „Bleibe einen Augenblick hier, ich will in die Feuer Scheune gehen.“ Jakob, der den strengen Vater schon gut kennen gelernt hatte, wagte es nicht, etwas einzuwenden, und blieb auf der Stelle stehen, indem er vor Furcht zitterte. Aus der Scheuer führte eine kleine Thür ins Wohnzimmer, und Michael, der Vater, ging da hindurch. Im Zimmer jagte er zu seiner Frau: „Ich habe den Jakob draußen gelassen; will sehen, ob der sich nicht endlich daran gewöhnt, allein im Dunkel zu sein. Nach einer Weile kannst ihn herein bringen.“ Als er das gesagt hatte, ging er ans Fenster und schob den Laden ein klein wenig zur Seite, um den Knaben, unbemerkt von diesem, zu beobachten. Kaum hatte er jedoch den Laden bewegt, als Jakob einen Schrei des Entsetzens ausstieß. Erschrocken eilte die Mutter heraus und fand den Knaben besinnungslos am Boden liegend. Auch sie schrie daher vor Schrecken laut auf. Michael eilte nun, um zu sehen, was denn los sei. Er erfaßte den Knaben und trug ihn ins Zimmer, während die Frau todblaß neben ihm her schwankte. Vergebens suchte er nun, im Zimmer angekommen, den in Krämpfen zuckenden Jakob zur Besinnung zu bringen. Erst nach zwei qualvollen Stunden hatte sich Jakob ein wenig erholt, so daß er einige Worte hervorbringen konnte. Es stellte sich heraus, daß er plötzlich den Lichtstrahl, der zwischen den beiden Fensterladen hindurchschien und mit einemmale auf den Hof gefallen war, erblickt hatte, indem es ihm vorkam, als sehe er einen großen weißen Stecken, mit dem jemand ihm einen Schlag zu versetzen drohe. Die Folge war, daß Jakob stotternd blieb, während er noch lange mit der Ängstlichkeit zu kämpfen hatte. Der Vater hatte also einen großen Fehler begangen.

Es ist nicht schwer einzusehen, daß man auf die hier beschriebene Weise kein Kind von der Furchtsamkeit zu heilen versuchen darf. Um die Angst zu vertreiben, darf nicht ein Schrecken eingejagt werden, weil das gewöhnlich einen nur noch schlimmern Ausgang nimmt, während dagegen selten etwas Gutes erreicht wird.

Der richtige Weg besteht hier in der Erklärung und im eigenen Beispiel, indem das Kind überdies, falls die Ängstlichkeit eine Folge der Krankheit, Nervenschwäche ist, geheilt werden muß. Man muß den Kindern zeigen, wie unbegründet ihre Furcht ist, zu welchem Zwecke man ihnen entsprechende Geschichten erzählen kann. Wie es sich aber leicht denken läßt, so dürfen das keine Räubergeschichten, keine Erzählungen von Gespenstern oder unheimlichen Geistern sein. Kinder, denen solche schreckliche Geschichten und Albernheiten beigebracht werden, sind fortwährend in Angst, es könnten Räuber kommen, Gespenster und Geister erscheinen. Überzeugen sie sich aber einmal selbst von der Fabelhaftigkeit der unheimlichen Geister- und Gespenstererzählungen, so liegt ihnen auch schon der Gedanke nahe, es gebe überhaupt keinen Geist. Alles Übernatürliche kommt ihnen dann vor wie alberne Märchen, die sie früher so häufig gehört haben, und der Unglaube beginnt, Platz zu ergreifen. Die Schuld daran tragen dann natürlich die Eltern und Erzieher, die es sich dann nicht einmal zu erklären wissen, wie es denn mit ihren Kindern und Böglingen so weit kommen konnte. Keine Erklärung will mehr helfen, kein Wort in das enttäuschte Kinderherz dringen. Nur der Stock kann noch etwas ausrichten und zwar nur so lange, als solche Kinder den Eltern und Erziehern an Körperkraft nicht überlegen sind, wo sie sich dann widersetzen und die Prügel mit Zinsen zurückzahlen. Wer hätte von solchen Ereignissen noch nichts gehört? In Büchern und Zeitungen, auch im täglichen Leben findet man ihrer mehr als genug.

Der heutige Unglaube hat sicher, außer der Vernachlässigung religiöser Erziehung, zum guten Teil solche Weltweisheit zur Grundlage. Was man manchen jungen Leuten vor die Augen hält, das glauben sie; zu allem aber, wovon man sie nicht sinnfällig überzeugen kann, machen sie höchstens eine gefällige Miene; haben sie doch in den Kinderjahren viel von Geistern gehört! Die Alten wollten sogar solche gesehen haben, später aber löste sich das Ganze in bloße Erzählungen auf. Wem soll man nun noch glauben? Ein jeder muß die Theorie, welche in der von ihm geendigten Lehranstalt verteidigt wird, festhalten und weiter entwickeln helfen, um endlich die Frage bezüglich des Übernatürlichen richtig zu lösen. Alle Beweisgründe sind ein Blendwerk, das man heute für Gold ansieht, morgen hingegen als Stroh mit Füßen tritt! Warum sind früher Geister erschienen und warum heute nicht? Es sind eben Märchen, die früher Anklang fanden, jetzt aber nur noch benützt werden, um den Kindern Furcht zum Zwecke der Unterwerfung einzujagen. Soweit haben es also unerfahrene Eltern und Erzieher gebracht! Es zeigt sich schon die Folge in den Aufständen nicht nur der ungebildeten Schwarzarbeiter, sondern auch der Studierenden und Studierten.

Soll wieder Änderung eintreten, so müssen alle zuerst zurück zur vernünftigen Anschauung der Welt und des Übernatürlichen; denn so lange diese Anschauung verkehrt

sein wird, wird auch die Welt selbst auf dem Kopfe stehen. Würde es also nicht von großer Bedeutung sein und viel zum Bessern beitragen, wenn man das Übernatürliche nicht in die Gespenstergeschichten hereinziehen würde, um dadurch die ohnehin furchtsame Kinderwelt einzuschüchtern? Gewiß! Übrigens sollen doch die Kleinen nicht geängstigt, sondern von der Neigung zur Angst geheilt werden. Auf sochem Wege, durch solche Mittel, wie wir sie oben gesehen, kann aber doch dieses nie erreicht werden. Erklärung, Beispiele, vernünftige Gewöhnung — das sind die geeigneten Mittel, um das Gewünschte zu erreichen. Wird das befolgt, dann gewinnt das furchtsame Kind immer mehr Mut, um so mehr, weil mit der Zunahme des Alters gewöhnlich die unbegründete Ängstlichkeit abnimmt, und die Kinder werden bald jenen unerschrockenen Geist besitzen, durch den viele Gefahr abgewendet und im spätern Leben manchem großen Unglück vorgebeugt werden kann. Welcher Art die Erklärung zu diesem Zwecke sein muß, läßt sich von jedem leicht finden. Sie ergibt sich nämlich jedesmal aus dem Gegenstand der Furcht und aus den diese begleitenden Umständen.

Aus dem Gesagten geht also hervor, daß die ungeschickte Behandlung ängstlicher Kinder zeitlichen Schaden, nicht weniger aber auch Nachteil für den Glauben zur Folge haben kann, was für die Eltern und Erzieher als doppelter Ansporn dienen muß, sich mit der zweckdienlichen Behandlungsweise um so besser vertraut zu machen.

P. Fr. X. Scherger.

### † P. Joseph Spillmann S. J.

Am 23. (10.) Februar hat ein sanfter, friedlicher Tod den unermüdblichen Schriftsteller P. Joseph Spillmann aus dieser Welt hinweggerafft.

Geboren am 22. April 1842 in Zug, trat Spillmann am 22. Sept. 1862 in die Gesellschaft Jesu ein und machte seine höheren Studien in Münster, Maria Laach und in Dittenhall (England). 1874 den 20. September wurde er zum Priester geweiht. Er besaß alle Eigenschaften zu einem trefflichen Kanzelredner, doch konnte er diese Fähigkeit nicht betätigen, da den Jesuiten jede öffentliche Wirksamkeit verboten war. Seine Oberen bestimmten ihn daher zum Schriftsteller. Vorzügliches Erzählertalent und ein gewandter Stil machten ihn zu einem gewandten Mitarbeiter der „Stimmen aus Maria Laach“ und der „Kath. Missionen.“ Die Schriftleitung letzterer Zeitschrift lag 20 Jahre in seinen Händen. Er ist der Verfasser von sechs illustrierten Prachtbänden über Afrika, Asien, Amerika und Australien, von sieben Romanen, 13 Bändchen für die Sammlung „Aus fernen Landen“ und mehreren anderen Werken. Die hochinteressante Erzählung „Ein Opfer des Beichtgeheimnisses“ ist auch eine Arbeit aus seiner Feder. Jetzt ist dieser gemütliche und von echt priesterlichem Geiste beseelte Erzähler hingegangen, um für seine Arbeiten den Lohn zu empfangen. Bete für ihn, I. L., ein andächtiges Vater unser. Er ruhe in Frieden!

### Die russischen Klostergefängnisse.

**E**s ist manchen Menschen eigen, lieber den kleinen Splitter im Auge des Nächsten, als im eigenen den großen Balken zu sehen. Das gilt nicht bloß beim Beurteilen der Handlungen eines einzelnen Menschen, sondern auch auf dem Gebiete der Geschichte. Mit Vorliebe führt man das „dunkle“ Mittelalter, die „schrecklichen“ Zeiten der Inquisition an, wenn man der katholischen Kirche eins anhängen will. Den russischen Schriftstellern ist dies um so angenehmer, da sie in eigener Sache selten die nackte Wahrheit sagen dürfen, selbst wenn sie es tun möchten. Sie fügen sich dem Drucke, mag die Wahrheit auch

darunter leiden. Was liegt auch daran, wenn katholische Einrichtungen herabgesetzt werden, die Werke nicht-russischer Geschichtsforscher sind ja auch voll von dergleichen Dingen. Als ein russischer Geschichtslehrer in einem Gymnasium tüchtig gegen die Päpste feuerte, hatte eine Gymnasiastin den Mut, sich zu stellen und den Herrn Lehrer auf die Unwahrheit des von ihm Vorgetragenen hinzuweisen. Anstatt nun Beweise für seine Behauptung vorzubringen, erwiderte der Herr Lehrer mit im Tone eines seiner Größe sich wohlbewußten Beamten: „Ich trage die Geschichte so vor wie man sie in Rußland vortragen muß.“ D. h. soviel als: Stillgeschwiegen! Hier gilt nicht das Gesetz der Geschichte, welches bereits Cicero<sup>1)</sup> aufgestellt und Papst Leo XII., der Weiße<sup>2)</sup> wiederholt hat, nämlich: „Wer weiß nicht, daß es das erste Gesetz der Geschichte ist, sich zu scheuen, etwas Unwahres zu sagen; das zweite, sich nicht zu scheuen, etwas Wahres zu sagen, damit jeder Verdacht der Gunst oder Feindschaft vermieden werde? Diese Grundlagen sind natürlich allen bekannt.“ Das ist wahr. Diese Regeln sind, oder sollen es wenigstens sein, allen bekannt. Hier aber werden sie nicht befolgt, sondern ich trage Geschichte vor wie man es in Rußland tun muß. Nun gut, lassen wir den Herrn gehen; er darf sich jedoch nicht beleidigt finden, wenn ihm niemand einen Satz glauben wird, selbst dann nicht, wenn er die Wahrheit sagen sollte; denn wie jene Grundsätze allgemein bekannt sind, so ist auch nicht minder ein allgemeines Sprichwort angewandt: „Einem Lügner glaubt man nicht, wenn er auch die Wahrheit spricht.“ Wir können uns damit trösten, daß die Morgendämmerung einer Zeit angebrochen ist, in welcher man der Wahrheit ihr Recht zurückgeben wird. Doppelt angenehm berührt es uns daher, wenn wir Männer finden, die im Gegensatz des oben erwähnten Lehrers sich nicht scheuen, die Wahrheit offen zu bekennen. Zu diesen gehört der russische Schriftsteller N. S. Prugawin.

Unter dem Titel: „Монастырскія тюрьмы въ борьбѣ съ сектанствомъ.“ (Die Klostergefängnisse im Kampf mit dem Sektenwesen) hat Prugawin ein Buch herausgegeben, in dem Tatsachen an das Tageslicht gebracht werden, die bisher nur wenigen bekannt waren. Man sieht daraus, daß bei russischen Klöstern sich stets auch Gefängnisse befanden, wo Personen verschiedenen Standes eingesperrt wurden, nicht bloß solche, die sich gegen die Religion oder die Kirche vergangen hatten, sondern auch unschuldige. Besonders hervorragen haben sich das Kloster Solowki, auf der gleichnamigen Insel in der Onegabucht, Gouv. Archangelsk, und das Spaso-Öfimesche Kloster in Suddal, Gouv. Wladimir. Was die dort eingesperrten zu leiden hatten, läßt sich aus folgender Beschreibung ohne weiteres entnehmen.<sup>3)</sup>

Die unterirdischen Gefängnisse in Solowki befanden sich unter einem Klosterturme in der nordöstlichen Ecke der Festung. Nach der sonderbaren Angabe zu urteilen, waren die Erdgefängnisse Löcher, drei Arschin tief; die oberen Ränder waren mit Ziegelsteinen belegt. Die Oberdecken waren aus Brettern und mit Erde überschüttet. In der Oberdecke befand sich eine kleine Öffnung, Türe genannt, die verschließbar war. Durch die Öffnung wurde der Sträfling ins Loch hinuntergelassen oder herausgezogen, durch sie erhielt er ebenfalls das Essen gereicht. Zum Lager war der Boden mit Stroh bedeckt. Zur Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse ließ man besondere Gefäße in die Löcher hinunter, die einmal in 24 Stunden herausgenommen und entleert wurden. Ob in diesen Löchern auch Ofen waren, ist unbekannt. Dieser dunkle, feuchte Keller war der Aufenthaltsort des Gefangenen, der noch öfters an Händen und Füßen in Ketten geschlossen war. An Ratten fehlte es in diesen Löchern nicht. Diese überfielen den wehrlosen Sträfling, und es kam vor, daß sie den „Verbrechern“ Ohren und Nasen abfraßen. Den Sträflingen irgend welches Abwehrmittel gegen diese kleinen Raubtiere zu geben, war strenge verboten. Wer sich dagegen verkehrte, wurde grausam bestraft. In ein solches Loch gesetzt und lebendig begraben werden, war gleichbedeutend. Man ließ den Eingesperrten nicht nur niemals mehr heraus, sondern die Türe seiner „Zelle“ wurde auch öfters versiegelt, und er selbst in Ketten gelegt. Jeder Verkehr mit der Außenwelt war verboten; strenge untersagt war es, mit ihm zu sprechen. Den Sträfling beraubte

<sup>1)</sup> De oratore, lib. 2 c. 15.

<sup>2)</sup> Epist. Saepenumero. 18. Aug. 1883.

<sup>3)</sup> „Юридич.“, № 52, 1904 r.

man aller seiner Sachen. Man gab ihm weder Feder, noch Tinte, noch Papier. Selten reichte man ihm Speisen vom Tische der Mönche, meistens erhielt er nur Brot und Wasser. Am schrecklichsten war jedoch die Einsperrung auf unbestimmte Zeit. Entweder wurde der Sträfling für seine ganze Lebenszeit oder „vorläufig bis zur Besserung“ (впередь до исправления) eingesperrt. Es war jedoch schwer, eine Besserung zu erwarten von Personen, die ihrer religiösen Ansichten halber, die ihr Heiligtum ausmachten, in die Löcher kamen. Aus dieser Klasse zählt Prugawin Duzende auf, die 25, 30, 40, 50 und als seltene Fälle auch 63 und 65 Jahre eingekerkert waren. Stirbt der Sträfling, so ist damit noch nicht alles aus. Sein überirdisches Leben beunruhigt die geistliche Obrigkeit ebenso wie sein irdisches, und der Kampf mit dem „Häretiker“ wird ebenso grausam fortgesetzt. Die verstorbenen Arrestanten begrabt man dort gewöhnlich im Garten ohne Kreuz, ohne Aufschrift. Bei der Beerdigung der Sektenführer wendet die Obrigkeit aber alle Mittel an, um ihre Grabstätte unkenntlich zu machen, um die Pilgerung ihrer Anhänger unanständig zu machen. Deshalb begräbt man solche öfters außerhalb des Klosters heimlich in der Frühe, wenn noch alle schlafen. Das Grab erhält keinen Hügel, sondern wird dem Boden gleich gemacht und mit Gesträuch belegt. So wurde der Urheber und Stifter der kaukasischen „Springer“ („прыгунны“), der Kosak Maxim Rudomjetkin (Максим Рудомёткинъ) begraben, der am 13. Mai 1873 starb.

Empörender und trauriger als alles ist, daß die schauerhafte Einkerkelung nicht bloß eine Geschichte aus alter Zeit ist, sondern bis auf den heutigen Tag noch vollzogen wird. Im Spasofesimischen Kloster befinden sich noch 14 Eingekerkerte. Eine ganze Anzahl von Personen wurde eingekerkert nicht bloß ohne Voruntersuchung und ohne Gericht, sondern auch ohne die geringsten Anzeichen irgend einer, wenn auch nur beiläufig festgestellten verbrecherischen Tätigkeit; in einem Falle sogar trotz der Freisprechung von seiten des Gerichts. Letzterer Fall ist so charakteristisch für dieses Strafverfahren, daß er nicht mit Stillschweigen übergangen werden kann.

Ein gewisser W. D. Rachow, gebürtig aus dem Gouv. Archangelsk, durchdrungen von dem aufrichtigen Verlangen, den armen Menschen zu Hilfe zu kommen, gab in den achtziger Jahren seinen vorteilhaften Dienst auf, um sich ganz dem Dienste der Armen zu weihen. In den Dörfern ging er von Haus zu Haus, unterrichtete die Kinder im Lesen und Schreiben, erteilte den Erwachsenen manchen guten Rat, und an den Abenden und an Sonn- und Feiertagen las er ihnen aus religiösen Büchern vor. Auf die Anzeige des Ortsgeistlichen hin wurde er aus den Dörfern nach Archangelsk geschickt, verließ jedoch bald die Stadt und begann seine Tätigkeit in den südlichen Dörfern. Aber auch von dort wurde er nach Archangelsk zurückgeschickt. Da errichtet er nun unentgeltliche Speisestuben für die Stadtarmen, besucht die Nachtquartiere und andere Zufluchtsstätten der Armen und hilft überall, so gut er kann, teilt Bücher aus und veröhnt die Streitenden. Früh morgens an den Wintertagen, da es noch ganz dunkel ist, nimmt er ein Schlittchen, beladet es mit Mehl, Brot, Holz und and., zieht es an die im voraus bestimmten Häuser der Armen, stellt da auf die Hauschwelle Brot, Holz und entfernt sich, ohne von jemandem bemerkt worden zu sein. Besonders viel tat Rachow in dem Hungerjahr 1892, als er außer der Speisestube ein Arbeitshaus, eine Kinderbewahranstalt für 40 Kinder und ein Nachtquartier für Obdachlose errichtete. Lange sah die Obrigkeit dieser sonderbaren Betätigung der Nächstenliebe geduldig mit zu. Endlich wurde Rachow auf Verlangen der geistlichen Obrigkeit dem Gerichte übergeben. Das Gericht sprach ihn frei, da es in seiner Handlungsweise nichts Verbrecherisches auffinden konnte. Nichtsdestoweniger wurde Rachow auf Verlangen der Archangelschen Diözesanverwaltung im Jahre 1894 in das Klostergefängnis zu Susdalj eingesperrt, wo er bis 1902 verblieb.

Worauf stützt sich wohl diese strenge Bestrafung, gegen welche nicht einmal ein auf Freisprechung lautendes gerichtliches Urteil schützt? Prugawin sagt, daß es ihm nicht gelungen ist, in unseren Gesetzen einen Artikel aufzufinden, der ein solches Verfahren rechtfertigen würde.

Ohne uns hier auf den Unterschied zwischen kirchlicher und spanischer Inquisition einzulassen, können wir sagen, daß das in

den russischen Klostergefängnissen geübte Strafverfahren die Schattenseiten der Inquisition übertrifft. Wie gegenwärtig die Anwendung der Folter beim Gerichtsverfahren allgemein verpönt ist, so war zur Zeit der spanischen Inquisition die Folter von allen Gesetzen allgemein vorgeschrieben. Wenn also die Inquisitoren die Sträflinge foltern ließen, so handelten sie nicht gesetzwidrig, obwohl wir heute die Foltergesetze durchaus verwerfen und nicht im geringsten gutheißen können. In den russischen Klostergefängnissen dagegen werden Strafen verhängt, die im Gesetze, wie Prugawin bemerkt, keinen Stützpunkt finden, also von der Willkür herrühren. Ferner stand während der Inquisitionszeit jedem Verhafteten das Berufungsrecht zu an den Papst. Die Päpste machten aber sorgfältig darüber, damit Grausamkeiten vermieden wurden, und schärften wiederholt mildes Verfahren ein; so z. B. Leo X., Gregor XIII. und Paul III. Anders in den russischen Klöstern. Da finden die Sträflinge bei den geistlichen Oberen keine Zufluchtsstätte. Im Gegenteil sie werden, trotz dem vom Gerichte ausgesprochenen „unschuldig“, dennoch in Löcher eingesperrt, die wohl für die Ratten, nicht aber für Menschen passend sind. Und in welcher Zeit geschieht das? Etwa im „dunklen“ Mittelalter? Nein, im aufgeklärten 19. und im überbildeten 20. Jahrhundert. Es ist ungerecht, andere ihrer Fehler halber zu verurteilen und selber solche zu begehen. Die Verhältnisse in den genannten Klöstern erinnern daran, ernstlich nachzudenken über das russische Sprichwort: „Не смѣйся, горохъ, не лучше бобовъ; размокнешь, надуешься — лопнешь.“<sup>4)</sup>

Hieronymus.

### Unsere Dorfschule.

Die notwendigen Eigenschaften des Lehrers und dessen allmähliche Selbstvervollkommnung, von Lehrer Georg Götze.

(Schluß).

Wie auch eine Schule in ihrer äußeren Pracht dastehen mag, wenn sie aber der Krone dieser äußeren Pracht — eines würdigen Lehrers — entbehrt, so kann man sie mit einem geübten und wohlgeordneten Heere vergleichen, dessen Führung einem ungeschickten und unerfahrenen Feldherrn übertragen ist. So wenig ein solches Heer auf einen erfolgreichen Sieg hoffen läßt, ebenso wenig wird auch eine in ihrer äußeren Pracht dastehende Schule unter der Leitung eines unwürdigen Lehrers ihrer Aufgabe entsprechen. In dem Aufsatz „Die Disziplin der Schule“ hatte ich bereits Gelegenheit, auf die notwendigen moralischen Eigenschaften des Lehrers hinzuweisen, der als Erzieher in jeder Hinsicht ein Musterbild seinen Zöglingen gegenüber sein soll, will er seiner erhabenen Aufgabe Meister werden. Zu dem schon Gesagten, will ich heute als Ergänzung noch folgendes kurz hinzufügen.

Als Erzieher muß der Lehrer vor allem in seiner Religion unterrichtet und von deren Grundwahrheiten, die ja das Fundament beim Erziehungswerke bilden, durchdrungen sein, widrigenfalls kann von einer wahren Erziehung keine Rede sein. Die Ermahnungen eines ungläubigen und sittenlosen Erziehers können in noch so schöne und erbauende Worte gekleidet sein, sie werden bei den zarten und feinfühlenden Kinderherzen keinen Eingang finden, weil sie mit dem Leben und den Werken ihres Erziehers im Widerspruch stehen. Mit recht behauptet daher ein altes Sprichwort: Was nicht vom Herzen kommt, das geht auch nicht zu Herzen. Und ein anderes: Wer Teufel austreiben will, muß rein von Sünden sein.

Außer einem wahren und festen Glauben sollen den Erzieher Ehrlichkeit, Geduld, Selbstbeherrschung, Liebe und Lust zur Berufsarbeit zieren. Diese genannten Tugenden müssen durch eine regelmäßige Erziehung nach und nach auf die junge Generation vererbt werden, falls einmal gesunde und nützliche Glieder der Gesellschaft, des Staats und der Kirche aus derselben hervorgehen sollen. Der Lehrer muß außerdem, um seiner überaus schweren und verantwortlichen Pflicht gerecht werden zu können, außer obengenannten Tugenden auch eine entsprechende pädagogische Fertigkeit besitzen; denn Tugend allein macht ihn noch nicht seines

<sup>4)</sup> Даль, Пословицы русск. народа, т. I стр. 97.

Standes würdig. Darum soll er sich mit den zeitgemäßen Fragen auf dem Gebiete seiner Fachwissenschaft stets betraut machen, damit er mit denselben die eigne Lehr- und Erziehungsmethode auf entsprechende Weise in Einklang bringen kann und sich in dieser Hinsicht immer mehr und mehr vervollkomme. Wer nicht vorwärts schreitet, der geht den Krebsgang; denn ein Stillstand gibt es nicht. Das menschliche Gedächtnis gleicht einem Siebe, das immer wieder leer wird, falls nichts hinzu kommt. Zu der Selbstvervollkommnung des Lehrers tragen die pädagogischen Beratungen und Versammlungen, welche bei uns in Rußland so schlecht gepflegt werden, sehr viel bei. Diese Versammlungen bestehen darin, daß die Lehrer öfter an einem bestimmten, passenden Orte zusammentreten und Beratungen bezw. einen Meinungsaustausch, die Verhältnisse ihrer Schulen betreffend, veranstalten. Bei solchen Unterhaltungen teilen sich die Lehrer gegenseitig die gemachten Erfahrungen aus ihrer Lehrpraxis mit, welche sich als nützlich bewährt haben und zu welchen vielleicht einzelne nicht gekommen wären.

Selbstredend ist für den Lehrer auch die sorgfältige Beobachtung der Kinder von großer Wichtigkeit. Ein Lehrer, der die Neigungen seiner Kinder kennen gelernt, wird einen weit besseren Erfolg erzielen, als ein solcher, dem es in dieser Beziehung an der notwendigen Erfahrung gebricht.

Ein Lehrer, der sich die Aneignung erwähnter Eigenschaften zur Lebensaufgabe macht und seiner Berufspflicht gewissenhaft nachzukommen sucht, kann versichert sein, daß er in den großen Haushalt Gottes als Lehrer berufen ist und dereinst für sein edles Werk im Jenseits den verdienten Lohn empfangen wird.

### Schule und Sprache in Polen.

**S**or kurzem hatte eine polnische Abordnung unter Führung des Grafen Tyszkewicz Gelegenheit, sich dem Vorsitzenden des Ministerkomitees Staatssekretär Witte vorzustellen und ihm eine Denkschrift in Sachen des polnischen Schulwesens zu überreichen. Diese Denkschrift, welche von der „Rußj“ im Wortlaut wiedergegeben wird, beruft sich in ihrer Einleitung auf den Drang nach Erneuerung, von dem das ganze Reich widerhallt, und auf den Allerhöchsten Aufruf an das Volk um Kundgebung seiner Wünsche und Anliegen. Diese Erscheinungen haben auch dem polnischen Volke das Verzweifelte seiner Lage stärker als jemals vor Augen geführt, auf allen Kräften, auf dem ganzen Kulturleben des polnischen Volkes habe ein starker Druck gelastet, am schwersten aber sei das Volk geprüft worden durch die Verbannung der Muttersprache aus allen Staats- und Gemeindebehörden und vor allem aus der Schule. In der Sprache sehe das Volk das wirksamste Werkzeug seines 1000-jährigen Kulturlebens und das Höchste seiner Wünsche und Hoffnungen. „Wenn der Regierung in unserm Gebiet“ heißt es in der Denkschrift, „nicht allein die Gewalt zugrunde gelegt wird, sondern in ihr auch der Grundsatz seine Stätte findet, der noch kürzlich im Ministerkomitee verkündet worden ist: die Grundursachen des Übels zu entfernen und nicht nur die Folgen zu unterdrücken, — so sprechen wir unsere Überzeugung dahin aus, daß der erste gesetzgeberische Schritt auf dem Wege der für das Königreich Polen nötigen Reformen sein wird die Wiederherstellung des Unterrichts in polnischer Sprache in den niederen, mittleren und höheren Schulen des Gebiets, die Befetzung der Lehr- und Verwaltungsposten in diesen Schulen durch Personen polnischer Herkunft, die Sicherstellung der Teilnahme der Gesellschaft an der Kontrolle über das Unterrichtswesen, der Schutz dieses Unterrichtswesens vor politischen und polizeilichen Beeinflussungen und die Abschaffung jeglicher Beschränkungen in konfessioneller Hinsicht“. Nach der Ansicht, welche in der Denkschrift vertreten ist, würde sich hieraus die Möglichkeit ergeben, das Schulwesen im Sinne des Erlasses Kaiser Alexander II. vom 30. August 1864 zu ordnen, gemäß welchem für die polnische Jugend der Unterricht in der Muttersprache gestattet wird. Unter anderem heißt es in diesem Erlasse: „Die Lehrobrigkeiten dürfen weder sich noch jemand anderem gestatten, die Pflanzstätten der Wissenschaft in Werkzeuge zur Erreichung politischer Zwecke zu verwandeln, und müssen allein den leidenschaftslosen Dienst für die Aufklärung im Auge haben, bestän-

dig das System der öffentlichen Erziehung im Königreich Polen bessernd und den Stand des Unterrichts in ihm hebend“.

In welchem Maße das Gesuch der Abordnung auf Erfolg rechnen könne, ist nach dem oben erwähnten Blatt noch nicht klar, doch habe man die Abgeordneten in Petersburg mit Wohlwollen empfangen. Überdies ist auch das russische Blatt nicht abgeneigt, für die polnische Schulfrage Stellung zu nehmen. Anlässlich einer Zuschrift eines russischen in Polen wirkenden Richters, der eine Veröhnung zwischen den beiden stammverwandten Völkern in Vorschlag bringt, welche in der Umgestaltung des polnischen Schulwesens zu erreichen sei, widmet das Blatt dieser Frage einen besondern Leitartikel, worin es dieselbe in jeder Hinsicht begünstigt. Die erwähnte Zuschrift stellt nämlich den Schluß auf, daß in den Elementarschulen der Unterricht in der Muttersprache erteilt werden müsse; natürlich sei daneben auch die Erlernung der russischen Sprache erforderlich. Außer den staatlichen Mittelschulen nach russischem Muster mit verpflichtendem Unterricht in der polnischen Sprache bringt dieselbe die Zulassung von Privatschulen mit polnischer Unterrichtssprache in Vorschlag. Die Universität und die übrigen höheren Lehranstalten müssen nach Ansicht des russischen Juristen russisch bleiben.

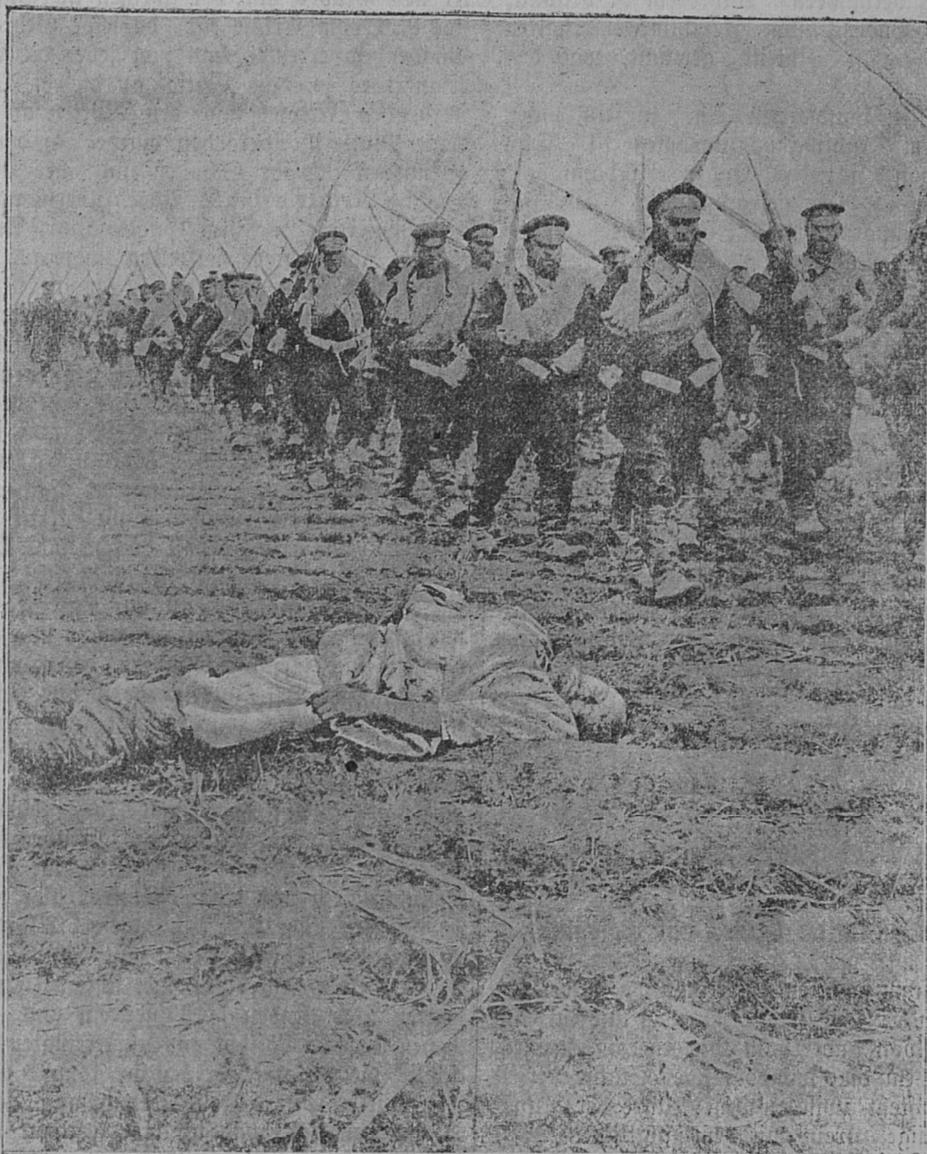
Diese Ausführungen sind dem russischen Blatte in ihren Grundzügen nicht maßgebend, und erläutert es die Lösung dieser Frage seinerseits folgendermaßen:

„Mit dem ersten Punkt muß man sich bedingungslos einverstanden erklären, da er die allgemein anerkannte pädagogische Wahrheit darstellt, daß auf der untersten Lehrstufe nur mit Hilfe der in der Familie gelernten Sprache Erfolge erzielt werden können. Wenn bei uns bis jetzt den fremdstämmigen Untertanen gegenüber ein anderes System angewandt worden ist, so war das ein grober Fehler, der durch politische Erwägungen durchaus nicht entschuldigt werden kann, da er überhaupt irgend welche befriedigende Erfolge ausschloß und nur zu einem traurigen Verlust von Zeit und Mühe führte.

Der zweite Punkt — die teilweise Reform der Mittelschule — erscheint als eine passende und vielleicht als einzig annehmbare Stufe für den Übergang von der jetzigen ausschließlich russischen Mittelschule zu einer den gesetzlichen Ansprüchen der Polen entsprechenden nationalen polnischen Schule, in der aber der russischen Sprache, Literatur, Geschichte usw. eine angesehenere Rolle gewahrt bleibt. Mit einem Male die russischen Lehrer in den Kronsschulen durch polnische zu ersetzen, wäre unserer Ansicht nach nicht umsichtig und wohl auch unmöglich bei dem Mangel an völlig geeigneten und zuverlässigen Lehrern. Freilich versichern die Polen, daß solche sich finden würden, daß eine Menge junger Philologen und Mathematiker, die vollauf für die pädagogische Tätigkeit geeignet seien, gegenwärtig die ihrer durchaus nicht würdigen Stellungen von Kontor- und Mittelbeamten einnehmen. Zugegeben, daß dem so ist, so wäre es auch in diesem Fall wünschenswert, diese Leute zu prüfen, sie einer allseitigen Beobachtung an Plätzen zu unterziehen, die weniger verantwortlich sind, als die Ämter von Lehrern an Kronsgymnasien. Auch dazu würden die Privatschulen gute Dienste leisten, die sich mit der Zulassung der polnischen Unterrichtssprache rasch vermehren würden. In ihnen würde sich ein zuverlässiges Personal polnischer Lehrer heranarbeiten für diejenigen Schulen, die man allmählich in vorzugsweise polnische zu verwandeln beschließen würde.

Selbstverständlich muß neben ihnen eine gewisse beschränkte Zahl von mittleren Lehranstalten russisch bleiben, um zu vermeiden, daß die Kinder der im Zartum Polen lebenden Russen polonisiert werden.

In dem dritten Punkt, der die höheren Lehranstalten betrifft, ist es schwer dem Korrespondenten zuzustimmen. Wenn eine ausschließlich russische Schule für unsere Polen im allgemeinen die Kritik nicht aushält, so würde sich im besonderen ein rein russischer Charakter der Warschauer Universität am allerwenigsten rechtfertigen lassen. Ein so allseitiges geschichtliches Kulturvolk, wie die Polen, hat alles Recht, einen polnischen Tempel der Wissenschaft im Zartum Polen zu beanspruchen. Gelehrte Kräfte werden sich unter den Polen reichlich finden, da die Mehrzahl der aus dem Zartum Polen und den westlichen Gouvernements gebürtigen Professoren unfreiwillig im Ausland an den polnischen Universitäten



Der Weg zum Schlachtfeld.

in Krakau und Lemberg arbeitet; viele von ihnen würden mit Freuden unter besseren Verhältnissen nach Rußland zurückkehren. Die Beibehaltung einer reinrussischen Universität in Warschau könnte noch wünschenswert sein, wenn sie in kultureller Hinsicht eine einigende Rolle in unserem Polen spielen würde. Eine solche Rolle spielt sie aber bekanntlich durchaus nicht.

Um die russische Jugend ihrer alma mater nicht zu berauben, könnte man der Universität vielleicht einen doppelsprachigen Charakter geben, d. h. in den wichtigsten Fächern russische und polnische Parallelkatheder schaffen nach dem Vorgang der Lembergschen Universität, wo es gesonderte Kurse für die Ruthenen und die Polen gibt. Unsere Polen werden wahrscheinlich darauf hinweisen, daß es im Zartum Polen zu wenig Russen gebe, um für sie besondere Katheder zu unterhalten. Aber von unserem russischen und staatlichen Gesichtspunkt aus ist dieser Einwand nicht stichhaltig; jetzt gibt es wenig Russen in Polen, aber mit dem Besseren der russisch-polnischen Beziehungen, werden sie mehr werden, so wie auch die Polen in den inneren Gouvernements sich vermehren werden."

#### Das Eggen der Wintersaaten im Frühling.<sup>1)</sup>

**E**ine der Hauptursachen, die in den südlichen Gouvernements mit Schwarzboden Mizeranten hervorrufen, ist zweifelsohne die Trockenheit des Klimas. Ofters kommt es vor, daß im Frühling, nachdem der Schnee vertaut ist, der Regen

monatelang ausbleibt. Wie schön dann auch die Wintersaaten aufgegangen wären, sie bleiben im Wachstum zurück, verstauben sich schlecht und liefern trotz des vortrefflichen Bodens eine schlechte Ernte. Man nennt den Frühling in dieser Gegend einen „raschen“ oder einen „zögernden“, je nachdem reichlicher Regen niederfällt oder das Tauwetter mit Spätfrost abwechselt. Fließt das Frühlingwasser sehr schnell ab, stellen sich trockene Südostwinde ein, dann überziehen sich die Wintersaatenfelder mit einer Kruste, die um so dicker wird, je lehmiger der Boden ist. Ein mit solcher Kruste überzogenes Feld trocknet sehr schnell aus und wird so hart, daß viele Saatzpflanzen nicht im Stande sind, die Kruste zu durchbrechen, und zu Grunde gehen. Diejenigen Pflanzen dagegen, die auf die Oberfläche gelangen, verstauben sich wenig, oder wenn sie auch einen oder zwei Zweige bekommen, so sterben dieselben bald ab oder liefern nur eine leere Ähre. Tritt der Frühling aber langsam ein, abwechselnd mit Spätfrost, dann beobachtet man eine sonderbare Erscheinung, die die Landwirte „Bodenfengung“ nennen. Während eines solchen Frühlings saugen die Wintersaatenfelder viel Feuchtigkeit ein, der Boden verdichtet sich und senkt sich dann. Je nach der Bodenverdichtung und Senkung, wozu die Spätfroste viel beitragen, werden dann die Wurzeln aus der Erde emporgehoben oder vom Boden zerrissen. Die Folge davon ist, daß die gute Hälfte verrocknet, die übrigen entwickeln sich wenig, und die Ernte fällt schwach aus.

Um diesem Übel vorzubeugen, eggen die Landwirte die Wintersaaten. Durch das Eggen will man die Bildung der Kruste

<sup>1)</sup> „Сельскій Хозяинъ“ № 17. 1905 г.

wie auch die Bodensenkung verhindern. Außerdem ist bekannt, daß durch das Auflockern des Bodens ihm Feuchtigkeit erhalten wird, und der Sauerstoff der Luft Zutritt gewinnt, was den Wuchs befördert.

Leider scheint es nicht allen Landwirten klar zu sein, wozu das Eggen der Wintersaaten im Frühling vorzunehmen ist. Das kann man daraus schließen, daß sie das Eggen erst dann vornehmen, wenn der Boden bereits so sehr getrocknet ist, daß sich hinter der Egge Staubschichten emporwirbeln. Ein solches Eggen bringt den Wintersaaten keinen Nutzen; im Gegenteil es ist sehr schädlich.

Beim Eggen des trockenen Bodens werden viele Pflanzen herausgerissen, der Wind bläst dann noch die feingeriebene Erde hinweg, die Pflanzen haben keinen Halt mehr und verwelken.

Um die Wintersaaten gegen die schädlichen Folgen des Frühlings zu schützen, muß mit dem Eggen frühzeitig begonnen werden, sobald der Boden so weit getrocknet ist, daß die Egge nicht mehr beklebt. Das zeitgemäße Eggen hat guten Erfolg. Daß das Eggen unter der vorausgesetzten Bedingung Wurzeln zerstört wird, hat man nicht zu befürchten; denn erstens werden nur sehr wenige herausgerissen, und zweitens wachsen die übrigen rasch und verstauben sich mehr. Sollten nach dem Eggen starke Regen niedergehen, so kann sich abermals eine Kruste oder Bodensenkung bilden, und dann muß man das Eggen wiederholen, wenn auch mit einer leichteren Egge wie das erste Mal. Wenn man aber die Wintersaaten nicht zur rechten Zeit eggt, dann gewinnt man nichts und hat nur Schaden.

P. Samojlow.

### Reisebilder von P. Leonard Eberle.

(Fortsetzung.)

#### Das Bild der schmerzhaften Mutter Gottes auf Golgatha.

Das Heiligtum der schmerzhaften Gottesmutter bildet ein kleines Altärtchen in der Höhe von etwa zwei und ein halb und in der Breite von anderthalb Metern, aus weißem Marmor, auf welchem die wundertätige Statue derselben sich befindet. Der Altar steht zwischen dem Altare der Annagelung und dem, wo das heilige Kreuz mit dem göttlichen Opfer stand, nahe dem Risse im Felsen, welcher zwischen dem Kreuze Christi und dem des linken Schächers sich aufstaut und der, heute noch sichtbar, handbreit bis in die Tiefe hinunter klappt. Das Altärtchen liegt ganz offen und frei vor den vielen Verehrern der Gnadenmutter, welche sich demselben unbehindert nähern können, und hat nicht einmal eine Altarstufe. Dasselbe ist ausschließliches Eigentum der Katholiken. Das Gnadenbild selbst ist auf der Mensa des Altars aufgestellt in einem reich vergoldeten eisernen Kasten unter Kristallglas und goldenem Gitter. Das Bild, das selbst bei einem Brande in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts mitten in den alles sengenden Flammen wunderbarerweise unversehrt geblieben, ist eine alte Statue der Schmerzensmutter in Lebensgröße, als Brustbild gehalten, die Brust von einem Schwert durchbohrt. Es ist das Geschenk eines Königs von Portugal. Das Gesicht hat einen wunderbar schmerzhaften Ausdruck und bewegt unwillkürlich zu Mitleid, Vertrauen und Andacht. Das Kleid, die Arme, die gefalteten Hände und die Krone der Gottesmutter sind mit strahlenden Diamanten und anderen Kostbarkeiten von hohem Werte geschmückt, lauter Opfergaben. Das Schwert ist ebenfalls ein Weisheitsgeschenk und von großem Werte. Zeugnis von dem Vertrauen der Gläubigen zur Schmerzensmutter auf Kalvaria, von den vielen Wundern und Gebetserhörungen geben die zahlreichen kostbaren, silbernen und goldenen Votivgegenstände, Lampen, Herzen, Kreuze, Orden und Ehrenmedaillen, Uhren, Ketten, Ringe, Perlen und anderes Geschmeide, von dem besonders ein Herz die allgemeine Aufmerksamkeit sofort auf sich zieht durch seine ganz außerordentliche Größe und Schönheit. Dasselbe im Werte von 25000 Francs, aus massivem Golde, geschmückt mit den Buchstaben C T. aus Diamanten, ist das Geschenk einer frommen reichen Frau aus Kairo in Ägypten, welche es der Muttergottes vom Kalvarienberg in Jerusalem, zu der sie eine besondere Andacht und Verehrung hegte, spendete, mit der Weisung, daß die Franziskanerpatres, als Wäch-

ter des Grabes und der übrigen hl. Stätten Palästinas, in äußerster Not vom Erlöse für dasselbe Gebrauch machen können. Das Gnadenbild erregte schon von jeher die Aufmerksamkeit der Pilger, erinnert es ja, daß Maria an diesem Ort uns als Mutter vom sterbenden Erlöser mit den Worten an Johannes: „Sohn, siehe deine Mutter!“ übergeben wurde. In den Zügen der Gnadenstatue offenbaren sich ihr Schmerz und ihre Liebe, welche sie hier unter dem hl. Kreuze erfüllte. Viele silberne und goldene Lampen brennen immerfort vor dem Gnadenaltar. An Festtagen aber und besonders am Schmerzensfreitag sowie am dritten Sonntage im September und in der heiligen Karwoche ist der Altar hochfestlich geschmückt mit den schönsten und kostbarsten Lampen, mit silbernen feingearbeiteten Leuchtern und Kanontafeln; die wundertätige Statue selbst ist mit einem getriebenen Kranze aus goldenen Blumen und Früchten umgeben, und der Unterbau des Altares mit den feinsten Brüsseler Spitzen bekleidet. Nie traf ich dieses Heiligtum ohne fromme Verehrer, welche Trost und Hilfe an dieser denkwürdigen Stelle, wo soviel gelesen wurde, suchen und auch finden. Jeder Priester, der nach Jerusalem kommt, ist von dem Wunsche beseelt, auf dem Gnadenaltar das hochheilige Messopfer darzubringen; leider sollte mir dies nicht vergönnt sein, denn die lästigen Griechen hatten immer Gottesdienst auf Kalvaria, so oft ich kam. Ich küßte wenigstens den Altar in Andacht und unter Tränen. O Mutter, verzeihe uns elenden Sündern, denn wir waren es ja mit unseren großen, schweren Sünden, für welche dein göttlicher Sohn so grausam hier gemartete wurde; o, sei auch unsere Mutter und verstoße uns arme Sünder nicht! Wie viele Heilige haben hier schon gekniet und gebetet, wie viele Märtyrer haben sich hier Mut und Kraft geholt und die Gnade, auszuharren im Leiden! Wie viele fromme Personen, Kaiser und Könige, Kardinäle, Bischöfe u. s. w. hier ihre Andachten verrichteten, ihr Herz vor der Gottesmutter ausschütteten; wie viele Sünder hier bekehrt, arme Seelen durch hl. Messen und Gebete an diesem Altare befreit wurden aus den Peinen des Fegfeuers — läßt sich kaum ahnen.

Selbst andersgläubige, schismatische Griechen, Armenier, Koppen u. s. w. finden sich hier ein und vereinigen ihre Gebete mit denen der Katholiken zur schmerzhaften Mutter des Herrn. So oft ich in die Nikolajewer Kirche komme und das Bild der Schmerzensmutter, eine getreu Nachahmung, sehe, so erinnere ich mich jedesmal an das, was ich hier geschaut und empfunden habe.

#### Die hl. Messe auf Golgatha.

Am Samstagabend nach der Prozession im hl. Grabe erhielt ich die Erlaubnis, auf Kalvaria das hl. Messopfer darzubringen. Ich konnte diese Nacht hindurch nicht schlafen vor Aufregung. Schon nach Mitternacht stand ich auf, um mich auf das heilige Opfer an heiliger Stätte vorzubereiten. Ich weckte meine Pfarangehörigen, die in Tränen ausbrachen, als ich selber meine glücklichste Stunde im Leben ankündigte. Was ich in dieser hl. Messe auf der vom Blute des Gottessohnes getränkten Kalvarienhöhe, was ich zu den Füßen des Kreuzes gedacht und empfunden, begehre es nicht von mir zu wissen, mein lieber Leser, oder erlasse mir wenigstens die volle Beantwortung dieser Frage. Mitteilen will ich nur, daß ich tief erschüttert und überglücklich zugleich den Weg von der Frauentapelle, wo sich die Sakristei befindet, zur heiligsten Stelle des ganzen Erdkreises antrat. Erst auf diesem Gange erkannte und fühlte ich meine ganze Unwürdigkeit. Ich konnte lange keinen Fuß auf die Treppe, die hinaufführt, setzen; doch der gute Bruder Andreas drängte, da die Zeit zu bemessen sei, zur Eile. Ja, ich durfte die heiligen Gewänder dort anlegen, wo unser Herr im roten Messgewande seines Blutes das große Versöhnungsoffer dargebracht; das Kreuzesopfer wurde am gleichen Orte durch meine Hände erneuert, nur unblutigerweise; denselben heiligen Leib Jesu hielt ich Armer bei der Wandlung in meinen unwürdigen Händen empor, der hier am Kreuze erhöht war. Schon das Weilen auf Golgatha ist für jeden Gläubigen ein Glück, um das er von Millionen beneidet wird; aber des Priesters höchstes Glück am Orte des Kreuzesopfers ist die Darbringung des heiligen Messopfers — ein Glück, das allein die Reise nach Jerusalem lohnt.

Die Farbe des Messgewandes ist immer violett oder rot, das Messformular immer vom bitteren Leiden.

(Fortsetzung folgt.)



Auf dem Putilowhügel.

### Vom Kriegsschauplatz.

In der letzten Woche sind auf dem Kriegsschauplatz keine namhafte Veränderungen eingetreten. Die Armeen ziehen sich auf die befestigten Stellungen zurück unter Deckung einer starken Nachhut.

Generaladjutant Kuropatkin ist zum Kommandierenden der ersten Mandschurischen Armee ernannt worden. Nach der „M. D. Z.“ berichtet der Petersburger Korrespondent des „Echo de Paris“ in bestimmter Form, daß Kuropatkin vor einem Monat verlangt hat, den Rückzug von Mukden antreten zu dürfen. Die Erlaubnis wurde jedoch verweigert, und Kuropatkin erhielt den Befehl anzugreifen. Kuropatkin sandte später seine Demission, die abgelehnt wurde, und er erhielt abermals den Befehl zum Angriff. Er traf darauf seine Maßnahmen, aber der Angriff der Japaner kam dem seinigen zuvor.

Die Nachricht von der Ernennung Kuropatkins zum Befehlshaber der Ersten Mandchurischen Armee hat im Auslande tiefen Eindruck gemacht. Der „Lok.-Anz.“ will wissen, daß Kuropatkin bereits die Heimreise angetreten hatte, aber plötzlich umkehrte und nach einer Begegnung mit Vinewitsch nach Petersburg meldete, er wolle sich nicht von der Armee trennen und den Kriegsschauplatz, der ihm heilig geworden sei, nicht verlassen. General Vinewitsch habe seinerseits das Gesuch Kuropatkins unterstützt, und daraufhin sei dessen Ernennung zum Befehlshaber der Ersten Armee erfolgt.

Auch will demselben Blatte zufolge der Korrespondent des genannten französischen Blattes erfahren haben, daß auf dem letzten Kriegsrate in Jarosloje Selo beschlossen wurde, der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch möge sich auf den Kriegsschauplatz begeben, um dort den Zustand der Truppen, die Anzahl der Streitkräfte und die Menge der vorrätigen Lebensmittel festzustellen, sowie um zu bestimmen, von welcher Bedeutung gegenwärtig die russischen Streitkräfte sind. Ferner soll der Großfürst ermitteln, ob Kuropatkin seinerzeit alles erhalten hat, was er verlangte, da er sich darüber beklagte, daß seine Forderungen nicht erfüllt worden seien. Von diesen Ermittlungen des Großfürsten werde abhängen, ob noch weitere Truppen auf den Kriegsschauplatz zu entsenden sind, oder ob ein Friedensschluß unumgänglich ist. Während dieser Zeit soll darüber beraten werden, auf welche Weise den kriegerischen Tätigkeiten ein Ende bereitet werden kann; ein Versuch, mit Japan unmittelbar eine Vereinbarung zu erzielen, soll jedoch nicht unternommen werden. In jedem Falle sei Rußland entschlossen, einen demütigenden Frieden nicht einzugehen, mögen die Berichte des Großfürsten ausfallen, wie sie wollen.

Die Ursachen der Mukdener Niederlage sollen sehr zahlreich sein. Wie wir schon früher meldeten, weisen einige Korrespondenten auf den furchtbaren Stauborkan hin, der unsern Truppen ins Ge-

sicht geweht habe, andere sprechen vom schlechten Oberkommando, von den Mängeln unserer Artillerie, von der Überlegenheit des Feindes an Zahl und endlich von dem japanischen Neutralitätsbruch, der ihnen eine neue Tätigkeitsgrundlage verschaffte. Andere Gründe für unsere Mißerfolge werden nunmehr von dem bekannten Kriegskorrespondenten N. Kirillow in der „Rusj“ veröffentlicht, wobei in Betracht zu ziehen ist, daß der betreffende Artikel größtenteils schon vor der Schlacht bei Mukden abgefaßt war. „Als der Statthalter Oberkommandierender war,“ schreibt Kirillow, „da richteten sich alle Vorwürfe gegen ihn — wenigstens in der Armee.“ Er sei ein Hindernis und trage die Schuld an unseren Mißerfolgen. Der Statthalter wurde beseitigt und statt seiner Kuropatkin zum Oberkommandierenden ernannt. „An allem ist Kuropatkin schuld! man muß ihn absetzen, und es wird anders gehen!“ ertönte es nun leidenschaftlich von allen Seiten. Tatsächlich steht es ganz anders. Ebenjowenig wie früher den Statthalter, kann man jetzt Kuropatkin für alles verantwortlich machen. Kein militärisches Genie wird Siege erjehen, wenn es eine schlecht organisierte Armee und keine Gehilfen oder — was noch schlimmer ist — schlechte, unfähige Gehilfen hat. Die schlechte Arbeit einer Maschine darf man nicht ihrem Leiter zum Vorwurf machen, wenn die Maschine selbst schlecht ist. Unsere Armee aber ist eine solche schlecht organisierte Maschine. Das wird mit greifbarer Klarheit zutage treten, wenn wir zur Prüfung unserer militärischen Aktionen übergehen.

Als Gründe unserer Mißerfolge nennt Kirillow folgendes: „Unsere beständige überflüssige Aufrichtigkeit vor der Ausführung selbst.“ Nachstehendes läßt Kirillow als Beispiel für die „überflüssige Aufrichtigkeit“ folgen: „Der Plan zu unserm angreifenden Vorgehen am Schaho wurde einige Tage vor dem Kampfe im Büfett der Station Mukden mit dem Bleistift auf den Tisch gezeichnet, laut besprochen und eingehend auf ihre Zweckmäßigkeit geprüft. Chinesen und allerlei Griechen (всѣякіе грекоцы) befanden sich dabei als Kellner. Der Plan war aber, wie ich weiß, der wirkliche, und geprüft wurde er allerdings von halbbetrunkenen Leuten, aber doch verständlich und eingehend!“

Außerdem kommt der Korrespondent noch auf den oft gerügten Mangel an Kriegskarten zu sprechen. „Ohne Karten läßt sich kein verständiger Plan entwerfen, folglich die Tätigkeit der Truppen nicht von vornherein vereinheitlichen. Mehr als jeder andere brauchten wir also Karten. Warum sind sie nicht rechtzeitig fertiggestellt worden? Antwortet, ihr Schuldigen! Warum hat endlich der Generalquartiermeister nicht Sorge dafür getragen, daß sie nach dem Beginn des Krieges eilig hergestellt würden? Ohne Zweifel besaß er noch die Zeit dazu. Was haben die Generalstabsoffiziere getan? Das ist ja doch unmittelbar ihre Sache, ihre unzweifelhafte Pflicht! Niemand hat etwas getan, niemand hat einen Finger ge-

rührt, hier und überall. Und das Ergebnis ist, daß man uns schlägt, nochmals schlägt und noch weiter schlagen wird.“

Zuletzt beleuchtet Kirillow noch den schwächsten Punkt unserer Kriegsführung, den Erkundigungsdienst, und stellt hierüber folgenden bildlichen Vergleich an: „Von der einen Seite tritt ein starrer Kerl auf, der mit kühnen Schritten, ohne sich irgendwie zu decken, vorwärts geht und laut hinaus schreit, was er mit dem Feinde tun werde. Seine Augen sind verbunden und er fuchtelst tapfer, wenn auch unverständlich, mit den Armen. Er weiß nicht, wo rechts und links ist und wo sich der Feind befindet, er kennt den Weg nicht, den er wandelt; er denkt, daß sich vor ihm ein Tal befindet, stößt aber plötzlich an einen Berg u. s. w. Ihm gegenüber aber steht ein vorsichtiger und scharfblickender Feind, der den unvernünftig fuchtelnden, blinden Armen des Gegners ohne Mühe ausweicht und ihn mit Leichtigkeit schlägt. Jener aber ist schmerzlich überrascht und tritt den Rückzug an.“

Das ist, ich versichere Sie, ein getreues Bild unserer Offensivbewegungen.“

Wie sich die „L. Z.“ aus Petersburg telegraphieren läßt, macht sich seit der Niederlage bei Mukden im russischen Offizierskorps eine sehr verständliche Bewegung geltend: aus allen Militärbezirken Rußlands gehen dem Kriegsministerium Massengesuche der Offiziere zu, die um Versetzung nach dem Kriegsschauplatz nachsuchen und die Einsetzung der frankten und verwundeten Offiziere vom Kriegsschauplatz ihre Stellen erbitten. Außer mit der Offiziersfrage ist die Regierung mit der Munitionsfrage ernstlich beschäftigt. Durch den Streik auf den staatlichen Patronenfabriken der Putilower Werke ist ein merklicher Mangel an Patronen und Geschossen eingetreten, sodaß sehr bedeutende Lieferungen im Werte vieler Millionen nach Deutschland vergeben werden mußten.

Die Times melden nach demselben Blatte aus Petersburg, daß die Vorbereitungen für die Aufnahme der verwundeten Russen nach der Schlacht von Mukden äußerst mangelhaft waren. Für die vielen Verwundeten waren nur sechzig Ärzte und 150 Krankenschwestern vorhanden. Die Vernachlässigung der Verwundeten hatte unbeschreibliche Szenen zur Folge. Zwei Ärzte sind infolgedessen wahnsinnig geworden.

Der „Syn Dtsetschewa“, der seit kurzem sein Erscheinen wieder begonnen hat, ist schon früher mit Vorliebe für einen baldigen Friedensschluß eingetreten. Unter der Spitzmarke „Ein wenig Statistik“ stellt das Blatt nach der „St. P. Z.“ folgende interessante Berechnung auf.

„Die Chinesische Bahn hat uns bekanntlich 500 Millionen gekostet, Port-Arthur und Dalni ungefähr ebenso viel. Das macht eine Milliarde. Der Krieg hat nach der bescheidenen Berechnung bis jetzt die Aufwendung von 600 Millionen verlangt, man hat jedoch vollen Grund zur Annahme, daß die Kosten eine Milliarde betragen werden, selbst wenn man den Krieg in der aller kürzesten Zeit beenden wird. Wenn wir aber den Krieg nach dem Rezept des Herrn Suworin „bis zum vollständigen Siege“ fortsetzen, so wird er uns auf zwei Milliarden zu stehen kommen. . . . Beschränken wir uns aber zunächst auf die tatsächlichen Ziffern. Das Ergebnis des mandshurischen Abenteuers beträgt also zwei Milliarden Rbl.“

Ich fordere die Leser auf, einen Kalender in die Hand zu nehmen und sich von der Zahl der Gouvernements, Gebiete und Bezirke zu überzeugen. Es sind ihrer 97, um der reinen Rechnung willen nehmen wir aber die Zahl 100. Dividieren wir die zwei Milliarden durch hundert, so entfallen auf jedes Gouvernement zwanzig Millionen Rbl. . . . Es wäre nicht übel, wenn jedes russische Gouvernement 20 Millionen zur Aufbesserung seiner „Schäden“ erhielte. . . . Der Atem stockt einem, wenn man daran denkt, was in einem Gouvernement für eine so ungeheure Summe getan werden könnte. Ein enges Netz von Schulen, Postanstalten und Chaussees, die Verbesserung der Gesundheitspflege, Kanalisierung, Beleuchtung, Pflasterung der Städte u. s. w. u. s. w. schwebt vor unseren Augen!

Und wo sind jetzt diese Millionen?!

Armes, bettelarmes Rußland!“

### K o r r e s p o n d e n z.

Pfeifer. (Gouv. Saratow). 1. März 1905. Unser gewesene

Pfarrer Johannes von Bauer hielt trotz seiner schwachen Gesundheit lange auf seinem Posten aus. 14 Jahre hat er in großer selbstopfernder Liebe unsere Pfarrei als musterhafter Priester versehen. Endlich gewann die Krankheit doch das Übergewicht. Der Herr Pfarrer mußte seine Tätigkeit einstellen, um seine zerrüttete Gesundheit soviel wie möglich wiederherzustellen. Das war für uns ein harter Schlag; denn wir mußten nicht nur unseren guten Pfarrer verlieren, sondern die Pfarrei sollte auch wegen Priesterangel ohne Seelsorger bleiben. Es war für uns jedoch ein Trost, als die Bevollmächtigten der Gemeinde aus Saratow die Nachricht brachten, daß wenigstens während des Sommers ein Stellvertreter Priester bei uns sein werde. Es war das P. R. Gerhard. Im November wurde der Hochw. Herr an seinen Bestimmungsort geschickt, und wir blieben ohne Priester. Das war sehr schwer; denn in Kamenka ist keine Kirche und in Köhler kein Priester. Unsere Nachbarn konnten uns also nur wenig aus der Not helfen. Nun rückte die Fastenzeit heran. Werden wir wohl einen Priester bekommen? fragte einer den anderen. Zum Glück sollte unser Wunsch in Erfüllung gehen. Der H. Dekan tat der Gemeinde zu wissen, daß sie nach Neukolonie Fuhren zu schicken habe, um den neuen Pfarrer abzuholen. Das wurde blitzschnell erfüllt. Die Fuhren brauchten gar nicht, wie gewöhnlich, verweigert zu werden, sondern dieselben wurden ohne ausbedungenen Lohn gestellt. Am 26. Febr. in der Frühe trafen in Neukolonie (auf der Wiesenseite) 22 Fuhren ein, um die Sachen des neuen Pfarrers zu laden, außer denen noch eine für die Hausleute und ein Dreigespann erster Klasse für den H. Pfarrer Johannes Fir. Nach zweistündiger Fahrt war der Pater schon in Kamenka. Wem der Weg von Neukolonie über die Wolga nach Kamenka bekannt ist, der kann ersehen, was das großartige Dreigespann geleistet hat. Vor Kamenka (zwischen Kamenka und Bollmer) erwarteten den Pfarrer 40 Reiter auf zierlich geschmückten Pferden, ein jeder mit einem Fähnchen in der Hand. Nach dem herzlichen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!“ ging's im vollen Trab durchs Dorf. Das Schauspiel lockte eine Menge Neugieriger aus den Häusern. Am Pfarrhause wurde Halt gemacht, und H. P. Staub gesellte sich zum Pfarrer. Dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Einige Reiter trabten voraus, die anderen umgaben den Schlitten. In Pfeifer war die Hauptstraße festlich geschmückt. Auf jedem Tor flatterte eine Fahne im Winde. Es wogte eine Menschenmenge, die nach Tausenden zählte. Nahe an der Kirche wurde der neue Pfarrer vom H. Dekan P. Glasmann in Prozession empfangen. Das feierliche Glockengeläute verkündigte den Empfang, und fröhlicher Gesang drang durch die Luft. In der Kirche angekommen, hielt Dekan Glasmann eine kräftige Ansprache, worauf der neue Pfarrer den Segen erteilte. Darauf begaben sich die Herren ins Pfarrhaus. Dasselbst erschienen auch mehrere Gemeindeglieder, die dem neuen Pfarrer die Glückwünsche der Pfarrkinder überbrachten. Der Sängerkorps führte ein mehrstimmiges „Sei gegrüßt!“ und ein „Plurimos annos!“ sehr gut aus. Auf alle hat der Empfang einen sehr guten Eindruck gemacht. Wünsche recht viel Glück dazu!

Ein Augenzeuge.

### Aus Welt und Kirche.

Saratow. Am 19. März, dem Feste des hl. Joseph, des Patrons der katholischen Kirche, und Namenspatrons S. Excl. Unseres Hochw. Herrn Bischofs, wird in der Kathedrale ein feierliches Hochamt stattfinden. Vor demselben ist Predigt in deutscher Sprache.

— Johannes Reichert, Seminarist der ersten Klasse des Tiraspoler Knabenseminars, 13 Jahre alt, ist am 10. März an Gehirnentzündung gestorben. Die Beerdigung, woran sich sämtliche Zöglinge des Seminars beteiligten, hatte am 12. statt.

— Der Frühling zieht hier nur langsam ins Feld. Bis zum 10. März waren morgens stets 13 Grad R. Kälte. Jetzt sind 4—6 Grad. Auf dem Felde hat es nur noch ganz wenig getaut. Der späte Frühling wird heuer von gutem Erfolg sein, da durchweichende Regen voraussichtlich lange ausbleiben werden.

### zur Frage über die Steuererhöhung.

Das Finanzministerium hat im Reichsrat eine ganze Menge



Gefangene russische Offiziere, bereit von der Aufsicht auf Ehrenwort, in einem japanischen Garten.

von Steuererhöhungsprojekten eingebracht. So sollen die Akzise vom Kron Branntweinverkauf, die Erbschaftssteuer, die Zölle die Stempelsteuer u. a. bedeutend erhöht werden, die Stempelsteuer z. B. bis zu 50 Prozent der geltenden Sätze. Als charakteristisch bezeichnet die „Rusji“ aber nicht die Steuererhöhung als solche, sondern die Tatsache, daß alle diese Entwürfe im Kanzleinwege mit äußerster Eile und größter Heimlichkeit zu stande gekommen seien.

#### Über die Bauernunruhen

in den Gouvernements Kurland, Drel und Charkow, auf welche wir schon früher zu sprechen kamen, bringen die „Rusf. Wod.“ interessante, sehr umfangreiche Ausführungen, denen die „St. P. Ztg.“ nachstehendes entnimmt: Die im allgemeinen zutreffenden Darstellungen der Presse über die Bauernunruhen erwecken insofern eine falsche Vorstellung, als sie zur Vermutung Anlaß geben können, die Unruhen wären plötzlich ausgebrochen. In Wirklichkeit haben jedoch im Herbst vorigen Jahres Unordnungen auf der Zuckerfabrik in Prilepy, Kreis Dmitriew, Gouvernment Kurland, stattgefunden. Den Anlaß boten Mißhelligkeiten, die bei der Ablieferung von Zuckerrüben zwischen der Verwaltung und den Bauern entstanden waren. Die Bauern waren der Ansicht, daß die Fabrikverwaltung sie beim Wiegen betrüge und gaben ihrer Unzufriedenheit durch Ausschreitungen kund, die jedoch bald unterdrückt wurden. Ferner kam es am 9. Dezember im Kreise Dmitriew während der Mobilisation zu Unordnungen, desgleichen in der Neujahrsnacht und in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar. In allen Fällen äußerten sich die Unordnungen darin, daß die Bauern in die Gutswälder drangen und in großen Mengen Holz unterschlugen. Bei dem Versuch der Obrigkeit, gegen die Bauern einzuschreiten, kam es zu Widerseßlichkeiten, die Spannung wurde allgemeiner, vom „Komitee der Sozialrevolutionäre“ unterzeichnete Aufrufe wurden verbreitet, und um Mitte Februar begann die allgemeine Erhebung. Die Bauern von ungefähr 30 Dörfern taten sich zusammen und plünderten im Laufe einer Woche 21 Güter. In den meisten Fällen wurden die Gutsherren von einer Abordnung der Bauern von dem bevorstehenden Überfall mit genauer Angabe des Tages in Kenntnis gesetzt. Kam nun das betreffende Gut an die Reihe, so schleppten die Bauern in der Nähe desselben auf einer erhöhten Stelle Stroh zusammen und steckten es in Brand. Die hoch emporlodenden Flammen dienten den Bauern der Umgebung als Signal, und in langen Reihen trafen die Bauern, oft waren es 500 bis 600 Fuhwerke, aus allen Windrichtungen ein. Nachdem sich die Bauern versammelt hatten, begaben sie sich auf das Gut, feuerten dort in der Regel mehrere Schüsse in die Luft ab, erbrachen die Speicher, luden das

Getreide auf ihre Wagen und fuhren davon. Geld ist von den Gutsherren fast nie verlangt worden, ebenso haben die Bauern in keinem Fall die Gutsherren mißhandelt. Merkwürdigerweise sind auch die Kron Branntweinbuden fast nirgends geplündert worden. Hatten die Bauern das Getreide in Geld umgesetzt, so begaben sie sich in großen Haufen zur nächsten Branntweinbude. Da dieselben gewöhnlich beim Herannahen der Bauern geschlossen wurden, so verlangten die Bauern, daß sie geöffnet würden. Wurde dieser Aufforderung nachgekommen, so bezahlten sie redlich den Branntwein. Da die Krankenhäuser und Schulen stets geschont wurden, so benutzten mehrere Gutsherren dieselben als Zufluchtsstätte. Im allgemeinen bestreben sich die Bauern, bei den Plünderungen gewisse Grenzen, die sie sich selbst gesetzt hatten, nicht zu überschreiten. Doch kam es in Ausnahmefällen auch zu rohen Gewalttätigkeiten, so wurden auch mehrere Güter, Zuckerfabriken und Branntweimbrennereien niedergebrannt. Neben einigen Roheiten ist es auch zu Szenen gekommen, die einen erheiternden Charakter trugen. So z. B. fanden die Bauern auf einem Gute einen Vorrat von gestärkten Taghemden; sie zogen dieselben über ihre Pelze und ahmten in drolligen Gliederverrenkungen die modernen Tänze der „Herrschaft“ nach. . . . Gegenwärtig heißt es allgemein, daß die Bauern die Bestellung der Gutsfelder für die Frühjahrssaat nicht zulassen würden. Die Ursachen der Unruhen sind zum Teil in den allgemeinen, zum Teil in den rein örtlichen Verhältnissen zu suchen. Jedenfalls dürfte der Krieg auch eine Rolle spielen, da die Mobilisation Unzufriedenheit erregt hat. Außerdem mögen die Bauern der Überzeugung gewesen sein, daß man gegenwärtig ihnen gegenüber wehrlos wäre, weil sich die meisten Truppen auf dem Kriegsschauplatz befänden.

#### Auswanderer über Deutschland.

Die preussischen Minister des Innern und für Handel und Gewerbe haben eine neue Verordnung über die Behandlung russischer Auswanderer erlassen: Der Eintritt in das preussische Staatsgebiet ist nur dann zu gestatten, wenn die Auswanderer einen ordnungsmäßigen Paß, einen mit einer in Deutschland beständigen Schiffsahrtsgesellschaft abgeschlossenen Überfahrtsvertrag zur Fahrt nach einem außerdeutschen Aussehriftungshafen, eine Eisenbahnfahrkarte bis zum Einschiffungshafen und ausreichende Barmittel besitzen, welche ihre Aufnahme an dem Reiseziel oder im Falle ihrer dortigen Zurückweisung die Rückbeförderung in die Heimat gewährleisten. Hierzu ist bei gefundenen und nicht gebrechlichen Personen von mehr als zehn Jahren eine Summe von je 400 M., bei jüngeren Personen eine Summe von je 100 M. für erforderlich zu halten. Diejenigen, welche diese Bedingungen nicht

erfüllen, haben eine Kontrollstation zu passieren, wie solche zurzeit in Bajohren, Tilsit, Eydtkuhnen, Insterburg, Prossken, Mlowo, Dttlotschin, Posen und Ostrowo bestehen.

### Bur Aufhebung der ausländischen Zensur.

Wie die „Rufß“ hört, soll die Absicht vorliegen, einige Handlungen des „St. Petersburger Zentralkomitees für ausländische Zensur“ einzuschränken. Das gleiche wird mit dem betreffenden Rigaer und Odeßauer Komitee der genannten Behörde geschehen und sollen die Zensurposten in Moskau, Kiew, Reval und Wilna aufgehoben werden. Diese Absicht steht mit dem Plane im engsten Zusammenhang, die ziemlich überflüssige ausländische Zeitungszensur und teilweise auch die Bücherzensur völlig aufzuheben.

### Wie geschwindelt wird.

In jüngster Zeit wurde sowohl von der aus- als auch der inländischen Presse eine Unterredung veröffentlicht, die ein Mitarbeiter des Pariser „Matin“ mit „einem der höchsten Würdenträger des Erzbistums Rennes“ in der Bretagne hatte. Mit Bezug auf die Wegnahme der Kirchen nach Aufhebung des Konkordats soll der Prälat folgendes gesagt haben: „Unsere Gegner sind stark, wir sind es aber auch, und unsere Streitkräfte sind bereits gruppiert, zum Handeln bereit. Denn wir werden — Sie können das sagen — Widerstand leisten, und in ganz Frankreich und namentlich in der Bretagne wird man das Knattern der Gewehre hören. Auf das erste Zeichen werden sie Tausende von Gewehren unsere Gegner bedrohen sehen, und diese Gewehre werden sprechen.“ Auf die Frage des Berichterstatters, ob der Papst bereits Weisungen gegeben habe, soll der Prälat geantwortet haben: „Nein, noch nicht. Wir werden aber diese erhalten, denn er wird den Bischöfen keinerlei Initiative überlassen . . . unsere Gegner werden seine Energie wahrnehmen. Auf alle Fälle werden wir siegen . . . wir werden mit den Gewehren Widerstand leisten.“ Wahr ist an dieser ganzen Geschichte nur, daß ein Mitarbeiter des Matin den Sekretär des Kardinals Laboure von Rennes besucht hat, der kein Prälat ist. Dieser erzbischöfliche Sekretär hat laut Mitteilung des Ordinariats von Rennes dem Mitarbeiter kein Wort von obiger angeblicher Unterredung gesagt, sondern den Herrn in höflicher Weise vor die Tür gesetzt.

### Ein Opfer des Beichtgeheimnisses.\*)

Frei nach einer wahren Begebenheit erzählt von Joseph Spillmann s. J.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

### Das Verhör.

**W**ährend dieses Gespräches hatte der Untersuchungsrichter mit dem Maire den langen Korridor durchschritten und stand wieder vor der Wohnung des Pfarrers. Herr Carillon erwartete sie daselbst und teilte mit, er habe sich die Ehre gegeben, für die Herren im anstoßenden Zimmer ein kleines Frühstück zu servieren. Der Herr Untersuchungsrichter werde ja bei seiner plötzlichen Abreise kaum Zeit gehabt haben, etwas zu genießen.

„In der Tat konnte ich kaum eine Tasse Kaffee trinken und werde gleich nach Beendigung des Verhörs von Ihrer gütigen Einladung Gebrauch machen. Jetzt aber wollen wir voranmachen. Das Telegramm nach Aix kann nicht früh genug abgeschickt werden,“ fügte er, zum Maire gewendet, hinzu. Doch ließ sich der Herr bewegen, ein Glas Madeira zu trinken und etwas kaltes Huhn dazu zu nehmen, während man den Nachbar Jacques und die alte Susanne herbeirief.

Der alte Jacques war einige Minuten vor 12 Uhr herübergekommen, hatte geläutet und war sofort wieder nach Hause zurückgekehrt, wie er beweisen könne; er hatte nichts gesehen und nichts gehört — letzteres war bei seiner Taubheit nicht zu verwundern. Er hatte namentlich von dem Küster Loser nichts gesehen und nichts gehört, werde übrigens in seinem Leben niemals

wieder demselben einen solchen Liebesdienst erweisen, da man dadurch nur Scherereien mit der Polizei bekomme und am Ende gar nach Aix vor Gericht müsse.

Die alte Susanne wurde vom Gendarmen mit Gewalt vor den Untersuchungsrichter gebracht, und man bekam in den ersten Minuten kein verständliches Wort von ihr zu hören; sie jammerte und schluchzte hinter ihrer Schürze, daß es einen Stein hätte erbarmer mögen. Dann auf einmal ließ sie die Schürze fallen und fuhr gegen den Maire und den Untersuchungsrichter los, wie man ihr, einer siebenzigjährigen, unbescholtenen Jungfrau, die Schande antun könne, sie mit den Gendarmen holen zu lassen. Ob man am Ende gar sie für die Mörderin der guten Madame Blanchard halte? Man solle es nur sagen; es wundere sie gar nichts mehr, da man die himmelschreiende Frechheit habe, einen so guten und frommen und heiligen Mann wie den Herrn Pfarrer für den Mörder auszugeben! Ja, was das für Zeiten seien! Das komme aber davon, wenn man einen Maire in der Gemeinde habe, der seine österliche Pflicht nicht erfülle und der — na, sie wolle nichts mehr sagen; man solle seine Frau fragen! Dann ging der Zornesausbruch der guten Alten wieder in lautes Weinen über, und die Schürzenzipfel bedeckten aufs neue ihre Augen.

Der Untersuchungsrichter unterdrückte bei dem Ausfalle der Alten gegen den Maire nur mit Mühe ein Lächeln und winkte demselben, er solle ihn machen lassen. Zunächst erteilte er dem Gendarmen einen Verweis, daß er die ehrsame Jungfrau Susanne also unhöflich vorgeladen habe. Das wirkte schon etwas. Dann sagte er ihr, gerade um den Verdacht vom Herrn Pfarrer abzuwenden, habe man sie rufen lassen; sie möge also im Interesse des Pfarrers die Fragen beantworten, die man ihr vorlegen werde. Dazu war sie bereit, und nun bestätigte sie, daß das Messer schon am Morgen gefehlt habe; daß der Pfarrer ihr vor 10 Uhr gesagt, er sei unwohl, wolle sich zur Ruhe legen und sie brauche den Tag nicht mehr zu kommen; daß sie beim Verlassen des Klosters Madame Blanchard getroffen und nichts mehr von ihr gesehen oder gehört habe, bis am Abend spät die Jeannette gekommen sei, um sie mit der Nachricht zu erschrecken, Madame Blanchard sei noch nicht nach Hause zurückgekehrt.

„Und was haben Sie der Jeannette geantwortet?“

„Jesus, Maria und Joseph!“ habe ich geschrien, der ist gewiß etwas zugeflossen!“

„Wie kamen Sie auf den Gedanken?“

„Weil der Herr Pfarrer mir gesagt hatte, sie komme, das viele Geld für das neue Krankenhaus bei ihm zu holen.“

„Hat sonst noch jemand darum gewußt, daß Madame Blanchard um diese Zeit das viele Geld im Kloster hole?“

„Nein, nein; wo denken Sie hin? Meinen Sie, ich sei eine Klatschbabe? Da kennen Sie die alte Susanne schlecht! Keiner Seele habe ich ein Wort davon gesagt.“

„Und Sie haben gesehen, wie Madame Blanchard das Kloster betrat? Wie spät war es da?“

„Das kann ich Ihnen genau sagen. Es schlug eben 10 Uhr. Sie grüßte mich und fragte, ob Abbé Montmoulin allein sei, und ich sagte: ‚Ja, mutterselenallein!‘ Denn seine Mutter war schon abgereist.“

„Hatte seine Mutter eine Tasche oder ein Körbchen in der Hand, als sie fortging?“

„Ja, der Pfarrer hatte ihr eine Tasche mitgegeben; ich glaube, mit seiner Wäsche, welche sie ihm ausbessert.“

„War die Tasche schwer oder leicht?“

„Das weiß ich nicht. Ich wollte sie ihr die Treppe hinuntertragen; aber sie ließ dieselbe nicht aus der Hand.“

Der Untersuchungsrichter warf dem Maire einen Blick zu.

„Wissen Sie vielleicht, wo die Mutter des hochwürdigen Herrn Pfarrers wohnt?“

„Ja, in der Rue de la Colombe zu Aix. Die Nummer weiß ich nicht. Sie hat einen kleinen Wollwarenladen, linker Hand, wenn man vom Gemüsemarkt her kommt. Wollen Sie vielleicht Ihre Strümpfe dort kaufen?“

„Wohl möglich, daß ich mit der würdigen Frau demnächst ein kleines Geschäft abzuschließen habe,“ bemerkte der Herr, die Adresse rasch auf einem Streifen Papier notierend. Dann fragte er:

\*) Verlag der Herder'schen Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau. Mit Genehmigung des h. v. Herrn Verfassers sowie der geehrt. Verlagshandlung abgedruckt.

„Sie sagten soeben, der Pfarrer sei ganz allein im Kloster gewesen, als Madame Blanchard zu ihm ging. Sind Sie dessen ganz gewiß?“

„Ja, ganz gewiß.“

„Der Küster war also nicht da?“

„Nein, der Lump ist am Sonntagabend nach Marseille gegangen und noch nicht zurück.“

„Eh bien, Jungfer Susanne, was ist denn nun Ihre Meinung: wenn der Pfarrer ganz allein mit der alten Dame im Kloster war, auf wen muß denn wohl der Verdacht dieser Tat fallen?“

„Das weiß ich nicht! Jedenfalls nicht auf den Herrn Pfarrer, der ein so heiliger Mann ist!“

„Ja, auf wen denn? Madame Blanchard hat sich doch nicht selbst erstochen und beraubt?“

„Gewiß nicht, sie war eine sehr fromme und gottselige Frau und hätte das nie getan. Viel eher glaube ich, der Teufel selbst habe es getan durch sich oder durch irgend einen Lump, den er ganz gut durch die Luft herbeibringen und wieder fortholen konnte, um dem guten Pfarrer diese heillose Geschichte über den Hals zu bringen.“

Alle lachten über diese allerdings wenig glaubwürdige und noch weniger moderne Erklärung der alten Susanne. Aber diese nahm das Gelächter nicht sehr gnädig auf und fragte: „Was ist denn da zu lachen? Ist denn das etwas so Seltenes, daß der Teufel einen holt? Da sollte ein Christenmensch einen heilsamen Schrecken empfinden, anstatt zu lachen! Und Sie namentlich, Herr Bürgermeister, haben gar keinen Grund zu lachen. Sie glauben zwar an keinen Teufel; es soll mich aber gar nicht wundern, wenn er Sie einmal holt!“

„Bravo, bravo, Dame Susanne! Ha, ha, ha!“ rief der wohlbeleibte Doktor Corbillard, der während dieser letzten Standrede der alten Magd eingetreten war, und schüttelte sich vor Lachen. „Bravo! Sagt's dem alten Sünder! Hätte meiner Lebtage nicht gedacht, daß Ihr eine solche Rednerin seid. Da ist ja der alte Cicero ein Stümper dagegen. Wenn die Alerikalen nur um einen Deut geschetter wären, würden sie Euch nach Paris in die Kammer schicken. Ich glaube, Ihr würdet diese Schwerenöter von Liberalen alle vom Teufel holen lassen! — Aber nichts für ungut, meine Herren! Ich habe die Ehre, mich untertänigst dem Gerichte zur Verfügung zu stellen.“

„Unser Dr. Corbillard,“ stellte der Maire ärgerlich genug den Arzt vor, während man der alten Susanne bedeutete, sie sei einstweilen entlassen. „Nun, Herr Doktor, Sie hätten auch etwas früher kommen können —“

„Keine Minute früher! Ich habe den Grundsatz: erst für die Lebenden, denen man noch helfen kann, und dann für die Toten, die auch viel geduldiger warten, als z. B. Sie, Herr Maire. Und da zu gleicher Zeit mit Ihrer Einladung ein dringender Ruf zu einem Kranken kam, der mich eine Stunde weit in die Berge verlangte, treffe ich erst jetzt hier ein und stehe nun ganz zu Ihren Diensten.“

Die Totenschau wurde also gleich vorgenommen. Es ergab sich, daß wirklich das Messer des Abbé Montmoulin genau zur tödlichen Wunde paßte. Ferner fand man unter der Leiche den Kerzenstock, den der kleine Charles, wie man sich erinnern wird, aus Angst vor dem gemalten Totenkopfe fallen ließ. Der Leuchter wurde als Eigentum des Pfarrers erkannt, und der Amtsrichter erblickte darin eine Bestätigung seiner Annahme, daß derselbe die Ermordete unter dem Vorwande, ihr in der Sakristei das Geld auszuzahlen, durch den Korridor und die dunkle Wendeltreppe zu dem Orte geleitet habe, wo er das Verbrechen am sichersten und bequemsten begehen konnte.

„Nun haben wir die ganze Kette der Beweise,“ sagte der Untersuchungsrichter zufrieden. „Jetzt wollen wir den Angeklagten mit einem Schlage die Wucht derselben fühlen lassen, und es sollte mich wundern, wenn er nicht klein beigäbe.“

Mit diesen Worten begab sich Herr Barthelot in die Wohnung des Pfarrers, wo er mit dem Gerichtsschreiber am Tische Platz nahm und den Verhafteten vorzuführen befahl.

Abbé Montmoulin hatte bis Tagesanbruch in dem Schlafe tiefer Erschöpfung auf seinem Bette gelegen. Als er, durch den

Lärm der Leute geweckt, die sich immer zahlreicher auf dem Klosterhofe einfanden, aus demselben aufsprang, meinte er zunächst, es sei alles nur ein schwerer Traum gewesen. Mit einem Seufzer der Erleichterung wollte er sich aufrichten, aber da sah er den Gendarmen sitzen, der ihn beobachtete, und erblickte auf dem Waschtische die Schüssel voll blutigen Wassers. „Es ist also schreckliche Wahrheit und kein bloßer lästiger Traum!“ rief er jammernd aus, und an seinem Geiste zogen die furchtbaren Ereignisse der letzten Nacht vorüber — Losers Beichte, die Hausdurchsuchung, die Auffindung der Leiche und des blutigen Messers. Dann schaute er zagend in die nächste Zukunft. Er war verhaftet unter dem dringenden Verdachte, einen entsetzlichen Raubmord begangen zu haben; gleich wird man ihn wie einen gemeinen Verbrecher offen und am hellen Tage vor den Augen seiner Pfarrkinder in den Kerker abführen. Schon hörte er den Lärm der Menge unter seinem Fenster. Welches Argerniß! welche Schande! Und dann sieht er sich vor Gericht gestellt, und er kann der schrecklichen Anklage gegenüber nur seine Unschuld beteuern. Wird man ihm glauben? Er wagt es kaum zu hoffen. Und so muß wohl das „Schuldig“ der Geschworenen und das Todesurteil des Richters über ihn ergehen. Und schauernd erblickt er das Blutgerüst der Guillotine!

Abbé Montmoulin wäre kein Mensch gewesen, wenn ihn das alles nicht in tiefster Seele erschüttert hätte. „Und wenn dieses furchtbare Schicksal nur mich trübe,“ sagte er sich, „aber es trifft mit mir meine arme Mutter und Schwester und wird schweres Argerniß für meine Gemeinde und weit über die Grenzen derselben hinaus zur Folge haben.“

Nochmals überdachte er alles. Losers Bekenntnis war, wenn auch von purer Angst eingegeben, doch, wie er annehmen mußte, in der Absicht geschehen, die sakramentale Lossprechung zu erhalten, und folglich eine wahre Beichte. Davon durfte er also unter keinen Umständen etwas verraten. Auch daß Loser gestern abend bei ihm gebeichtet habe, durfte er nicht gestehen. Das wäre unter diesen Umständen einer verdächtigen Anklage gegen denselben gleichgekommen. Durfte er aber nicht wenigstens sagen, er habe Loser gestern abend gesehen? Er hatte ihn ja wirklich gesehen, bevor er wußte, daß derselbe bei ihm beichten wolle, und die bloße Tatsache, daß er ihn gesehen habe, fiel an sich gewiß nicht unter das Beichtgeheimnis. Andererseits lag es auf der Hand, daß seine Angabe, er habe Loser gesehen, von großer Wichtigkeit für seine Verteidigung war. Abbé Montmoulin hatte aber auf die Frage, ob er den Küster seit Sonntagabend gesehen habe, bereits mit „Nein“ geantwortet, weil er sich gesagt hatte, Loser sei doch nur um der Beicht willen bei ihm eingetreten, und weil es ihm erschienen, schon das einzugestehen, könnte seine heilige Verpflichtung in Gefahr bringen. Auch jetzt beschloß er, bei dieser Aussage zu verharren.

„Wäre es mir auch gestern abend noch erlaubt gewesen, die Rückkehr Losers zu verraten, so darf ich meine Aussage doch jetzt nicht mehr widerrufen. Einen solchen Widerruf könnte ich ja nur dadurch erklären, daß ich der Meinung gewesen sei, mein Gewissen habe mir verboten, die Rückkehr des Küsters einzugestehen. Das müßte indirekt die Vermutung nahelegen, der Küster sei der Beicht wegen bei mir gewesen, und schon das würde ihn des Inhalts derselben verdächtig machen. Übrigens hätte auch die Aussage, Loser sei zurückgekehrt, mich wahrscheinlich doch nicht ganz von dem Verdachte gereinigt, der Mörder zu sein. Das Messer, der Korb, mein blutiges Kleid und die übrigen Umstände sprechen gegen mich. Es kommt darauf an, ob der Richter mich, einen bisher unbescholtenen Mann, einer solchen Tat für fähig hält. Tut er das und stellt sich heraus, daß ich der einzige bin, der den unseligen Küster zur Zeit der Tat in Ste-Victoire sah, so würde er meine Aussage als eine Lüge betrachten, die ich erfunden hätte, den Verdacht des Mordes auf einen Unschuldigen zu wälzen. Wer ja einen Priester eines Mordes fähig hält, wird ihn erst recht einer Lüge fähig achten, und so hätte mich auch die Aussage, Loser gesehen zu haben, wohl kaum gerettet. Wenn nicht von anderer Seite nachgewiesen wird, daß Loser zur Zeit des Mordes hier war, werde ich zweifelsohne als Opfer des Beichtgeheimnisses den ganzen Kelch der Schmach leeren müssen.“

Wie eine Zentnerlast fielen die verschiedenen schweren Verdachtsgründe auf Abbé Montmoulins beängstigte Seele. Auch die Verlegenheit beim Besuche des Maire und bei der Auffindung des Leichnams, welche er nicht ganz hatte bemeistern können und welche notwendig ein so ungünstiges Licht auf ihn werfen mußte! Konnte er nicht wenigstens diesen fatalen Umstand dadurch aufklären, daß er sagte: „Ja, ich wußte um die Tat, aber nur unter dem Beichtgeheimnisse?“ Solange dadurch keine bestimmte Person verdächtigt oder in Verlegenheit gebracht wurde, wäre ja das noch keine Verletzung des Beichtgeheimnisses gewesen. Aber war nicht gerade das hier zu fürchten? Nach der Zeit, da der Mord geschehen, hatte nur Loser bei ihm gebeichtet, war überhaupt nur Loser bei ihm gewesen. Wenn es also durch die Nachforschungen der Behörde oder durch irgend einen Zufall entdeckt wurde, daß Loser ihn besucht hatte, so wäre sein Geständnis, er wisse durch die Anklage eines Beichtkinds um den Mord, gleichbedeutend mit dem Geständnisse: dieses eine Beichtkind, dieser eine Besucher, Loser, hat mir in der Beichte den Mord gestanden. — Nein, es war sonnenklar: um alles in der Welt durfte er sich nicht damit entschuldigen, daß er in der Beicht von dem Mord Kunde gehabt habe. Es gab also keinen Ausweg für ihn!

Noch ein anderer Gedanke kam Abbé Montmoulin: Der Küster hatte ihn überrascht, als er am Sonntagnachmittag die große Geldsumme abzählte. Sollte er nicht wenigstens diesen Umstand, den er keineswegs durch die Beicht wußte, dem Untersuchungsrichter mitteilen? Diese wichtige Tatsache war wohl geeignet, den Verdacht auf den unseligen Mörder zu lenken. Wenn Loser nicht nachher bei ihm gebeichtet hätte, so würde der Priester ganz gewiß diesen Umstand erwähnt haben. Jetzt aber schien ihm auch dieser an sich berechnete Hinweis auf den Täter nicht geraten. „Man würde am Ende doch vermuten, durch die Beicht sei ich erst auf diesen Verdacht gekommen,“ sagte er sich. „Nein, nein, ich will in keiner Weise den Täter verdächtigen und so auch nur im entferntesten Veranlassung geben, daß man an der treuesten Bewahrung des Beichtgeheimnisses zweifle. Lieber sterben, als auch nur den Schein der Verletzung des Beichtgeheimnisses auf mich laden!“ lautete endlich der heroische Entschluß des Priesters, und nachdem er denselben gefaßt, kehrte verhältnismäßige Ruhe in seine Seele ein. Er verrichtete nun seine Morgenandacht und griff zu seinem Breviere, um die Horen zu beten.

Der Gendarm, der den Pfarrer keinen Augenblick aus dem Auge ließ, wunderte sich nicht wenig über die Ruhe und Sammlung, womit der Geistliche seine Gebete verrichtete, während vom Klosterhofe herauf immer lauter der Lärm des Böbels ertönte und einzelne Stimmen brüllend den „Tod des Pfaffen“ verlangten. „Sonderbar,“ sagte sich der Mann, „wenn ich nicht mit eigenen Augen das blutige Messer gesehen hätte, so würde ich ihn für unschuldig halten. Aber pah! Man sagte mir immer, diese Pfaffen seien geborene Heuchler!“ Damit spie er seinen Kautabak aus und schob sich ruhig ein neues Stück in den Mund.

Endlich gegen 10 Uhr wurde Abbé Montmoulin vor den Untersuchungsrichter gerufen. Derselbe empfing ihn nicht unfreundlich und ließ ihn sich gegenüber Platz nehmen. Nach den gewöhnlichen Fragen über Name, Geburt u. s. w., die der Gerichtsschreiber notierte, sagte der Untersuchungsrichter: „Über die traurige Veranlassung, welche mich zwingt, Sie hier zu Protokoll zu vernehmen, brauche ich kein Wort zu sagen. Sie ist Ihnen bekannt, Herr Pfarrer! Ebenso werden Sie mir erlassen, die überwältigenden Verdachtsgründe anzuführen, welche Sie leider so belasten, daß ich für Sie beim besten Willen keinen Ausweg sehe. Als guter Freund rate ich Ihnen deshalb zu einem sofortigen vollen Geständnis: es ist das der einzige Weg, dem Todesurteile zu entgehen!“

Abbé Montmoulin dankte dem Untersuchungsrichter für seine Güte und beteuerte seine Unschuld.

„Diese Beteuerung wird Ihnen leider wenig nützen — angesichts der vorliegenden Tatsachen,“ fuhr Herr Barthelot mit etwas strengem Tone fort. „Man beweist Ihnen, daß Madame Blanchard gestern um diese Stunde — da schlägt es gerade 10 Uhr! — zu Ihnen kam, um eine große Summe Geldes bei Ihnen zu holen — wie erklären Sie nun ihre Ermordung zu einer Zeit, da Sie allein mit ihr unter diesem Dache weilten?“

„Ist das bewiesen, daß ich allein mit ihr unter diesem Dache weilte?“

Gewiß. Noch mehr: Die einzige Person, die sonst allenfalls hätte stören können, Ihre alte Magd, hatten Sie selbst höchst vorsorglich mit der Weisung fortgeschickt, Sie bis zum folgenden Morgen nicht mehr zu stören.“

„Ich war unwohl.“

„Um, da sollte man meinen, Sie hätten ihrer Dienste noch mehr benötigt.“

„Ich war nur ermüdet und bedurfte der Ruhe.“

„Und Sie waren abends nach 10 Uhr noch auf! — Aber meinetwegen, lassen wir die Ausrede gelten. Jedenfalls war die Magd zur Zeit des Mordes nicht hier. Ebenjowenig der Küster, dem Sie am Abende vorher Urlaub gegeben — vielleicht angeboten? — hatten. Sie selbst haben zugegeben, derselbe sei Ihres Wissens nicht zurückgekehrt.“

Die Antwort: „Er konnte auch ohne mein Wissen zurückgekehrt sein,“ drängte sich dem Pfarrer auf. Aber seine Scheu, dadurch vielleicht das Beichtgeheimnis zu streifen, ließ ihn diese erlaubte Antwort nicht geben; statt dessen machte er nur die allgemeine Bemerkung, es habe sich vielleicht sonst jemand in das Kloster eingeschlichen.

„Die Tat kann nicht vom ersten besten Landstreicher begangen sein,“ drängte der Untersuchungsrichter. „Wer sie verübte, muß genaue Kenntnis der Örtlichkeit besitzen und mußte vor allem wissen, das Madame Blanchard zu dieser bestimmten Stunde bei Ihnen diese große Summe holen und allein (ohne daß Sie dieselbe begleiteten!) mit derselben die dunkle Wendeltreppe hinabgehen würde — wenn nämlich Ihre Erzählung zutreffend ist: ich denke mir das wirklich Geschehene ein wenig anders. Nun sagen Sie mir aber nur das eine: Wie konnte ein Fremder diese zur Vollbringung der Tat nötige Kenntnis haben? Haben Sie jemand gesagt, daß Madame Blanchard zwischen 10 und 11 Uhr allein mit dem vielen Gelde diesen Nebenweg einschlagen werde?“

„Das habe ich selbst nicht gewußt!“ rief der Pfarrer.

„Und Sie wollen mich glauben machen, irgend ein hergelauener Landstreicher hätte das wissen können? Oder haben Sie etwa auf jemand gegründeten Verdacht?“

(Fortsetzung folgt).

## Allerlei.

Aus dem Examen Examinator: „Sagen Sie, Herr Kandidat, was ist Nießbrauch?“

Kandidat: „Daß man Profit“ sagt, Herr Professor.“

Gerichtssaalhumor. Richter: „Als Sie den Einbruch vollbracht hatten und die Kasse geleert, was taten Sie dann?“

Angeschlagener: „Wie ein Dieb bin ich davongeschliffen!“

Galgenhumor. Intimus: „Wie, dieser harmlose Roman soll ein gefährliches Buch sein?“

Pantoffelheld: „Und ob! . . . Sechsmal hat ihn mir meine Frau schon an den Kopf geworfen.“

**Einfache, dauerhafte  
wirtschaftliche  
Separatoren**

ganz ohne Einsätze  
letztes Patent

**der Fabriken Heinrich Lanz**

für Leistungen  
von 7 bis 9 Redro Vollmilch pro Stunde

**Preise 55 Rbl. und 65 Rbl.**

Wiederverkäufern Rabatt.

**Separatoren**  
Für Industriezwecke  
für große Leistungen.

Fabrik-Wiederlage  
**Heinrich Lanz**  
in Koflow a/Don.

Bestes Magazin

**F. Sorokin** in Saratow,

Theaterplatz, Haus der Russischen Handels-Industrie-Bank.

Reichste und mannigfaltigste Auswahl in fertigen Kleidern:

Herren-, Damen-, Kinder- und Uniformkleider für Schüler.

Annahme von Bestellungen auf Herren-, Damen- und Uniformkleider aller Resports aus gedie-  
genem Material der besten russischen und ausländischen Fabriken.

Eleganter Schnitt. \* Vortreffliche Arbeit. \* Volle Garantie.

Fensterglas-Niederlage und Magazin

**J. J. Zell**Saratow, 2. Stadtkorpus, Moskauer  
Str., zwischen der Nikolstaja und  
Alexandrowskaja.Spezieller Handel mit böhmischem, halb-weißem u. mattem Glas  
verschiedener Fabriken.Ebenso ist stets zu haben: Farben-, Muster- u. Spiegelglas verschied.  
Fabriken, Diamanten zum Glasschneiden, Spiegel in verschiedenen  
Größen mit und ohne Rahmen, Bilderrahmen und Bilder.

Bestellungen auf allemöglichen Glasarbeiten werden entgegengenommen.

Klein- und Großhandel. — Preise ohne jede Konkurrenz

Telegrammadresse: Saratow—Zell.

Telephon № 459.

Fabrikniederlage

landwirtschaftlicher

**Maschinen und Geräte**

— der —

**Rjasaner Fabrik**

Aktiengesellschaft.

Eigene Niederlage: Zarizynner Straße, zwischen der  
Wolfskaja und Alexanderstraße, № 77.Stets auf Lager vorrätig zu vollkommen zugänglichen  
Preisen:**Sämaschinen, Pflüge,**

zwei- und mehrscharige,

**Aushüller, Saatzpflüge, Eggen**

und andere Geräte.

Adresse für Briefe: Саратовъ, складъ Рязанскаго завода.

Drahtadresse: Саратовъ, Пугъ.

Zum Bezuge sämtlicher

**Schreib- u. Zeichen-Materialien****Contobücher u. Converts**

empfehlen sich die Contobücher- u. Convert-Fabrik

von

**August Lyra, Niga.**

Vielfach premiirt.

En gros—en detail.

Preislisten gratis.

Modenjournal und  
Musterschnitte Magazin**E. A. Ehrlich**Saratow,  
Deutsche Straße,  
№ 29.Stets in großer Auswahl Modenjournal in deutscher u. russischer Sprache,  
wie allemögliche fertige Musterschnitte in natürlicher Größe.

— Katalog auf Wunsch gratis. —

**Rosenkränze**, starkgeleitet, in vorzüglicher Ausführung u. in  
größter Auswahl zu billigsten Preisen.  
Auf Wunsch lassen wir nach erfolgtem Kauf dieselben von den  
hochw. Kreuzherrenpatres (ohne Kosten für die Käufer) weihen.  
Rosenkranzpreisliste gratis u. franko.

**Butzon & Bercker, Kevelaer (Rhld.) Nr. 41.**

Verler des Heiligen Apostolischen Stuhles.

**Erstklassiges Hotel und Restauration****„Mosfija“**

— Saratow, Deutsche Straße. —

Neu remontiert. Alle Zimmer elektrisch beleuchtet. Fahrstuhl. Nummern  
mit Wäsche und Beleuchtung von 1 Rbl. bis 6 Rbl. pro Tag. Das Buffet  
ist mit in- und ausländischen Weinen, sowie Weinen eigener Abfüllung  
versehen. Die Küche steht unter meiner persönlichen Aufsicht.

Achtungsvoll G. K. Wohlgemut.

Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von

# DR. HOMMEL'S HAEMATOGEN

bewirkt bei KINDERN JEDEN ALTERS WIE ERWACHSENEN

schnelle Appetitzunahme, rasche Hebung der körperlichen Kräfte, Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Zu haben in allen Apotheken und Apotheker-Magazinen.

Hauptdepot für Russland: Gross-Ochta Apotheke, Abteilung «Haematogen», St. Petersburg.

Warnung v. Fälschung. Man verlange ausdrücklich „Dr. Hommels“ Haematogen“. Von Tausenden von Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!

## Magazin Iwan Dawydow Niederlage

Saratow, Moskauer Straße, unter dem Bezirksgericht.

Speziell

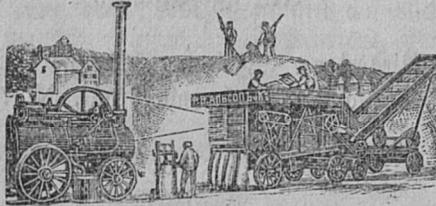
Farben, Lacke, Firnisse, alle möglichen Pinsel und alles Zubehör für Anstreicher. Preisurante und Auskünfte unentgeltlich.

Die Preise sind für alle Waren außer Konkurrenz.

Leinwand, besonders dauerhaft, ohne Appretur (glanzlos); fertige Herren- und Damen-Wäsche der bekanntesten Firmen; sammtne Teppiche, Tischtücher u. a. Reisebeden, Betttücher und Überzüge. empfiehlt zu gewissenhaften und festen Preisen

das neueröffnete **C. A. Chudostchin u. Sohn.** Magazin

Moskauer Str., Haus der Gesellschaft des gegenseitigen Credits, unter dem Moskauer Hotel.



## J. W. K l l s o p

Lager landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte in Charkow.

bringt zur Kenntnis, daß die Handels-Gesellschaft

**N. u. D. Stepanow u. Co.**

in Saratow (Deutsche Str., Haus Bestuschew)

als Vertreter angelegt sind.

Auf Lager befinden sich ständig

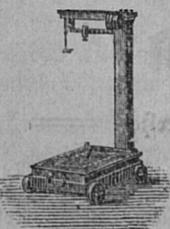
Dampf-Dreschmaschinen und Locomobilen

weltbekanntester **Marshall, Sons u. Co, Ltd.** Gainsborough (England).

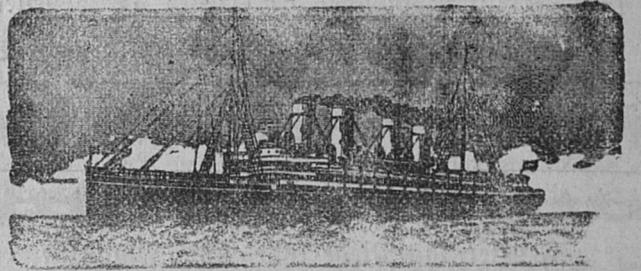
Pferde-Dreschmaschinen, Roswerke, Trieure und alle landwirtschaftliche Maschinen und Geräte.

Naphtha-Petroleum-Motore, Feuerfeste Kassen, etc.

Preisliste auf Verlangen.



Gute Beköpfung



Billige Fabrikpreise

## Karlsberg, Spiro & Co., Libau.

Von der Regierung concessioniertes Contor.

Garantirt durch eine, bei der Reichscaffe hinterlegte Caution von 15000 Rubel.

### Passagier-Beförderung

mit Post- u. Schnelldampfern nach allen Weltteilen.

Von sämtlichen Eisenbahnstationen werden direkte Billete nach Libau (Либав) ausgegeben. — Von Libau aus kann jeder Reisende ein direktes Billet bis zu seinem Bestimmungsorte erhalten, da direkte Billete nach allen Eisenbahnstationen der Vereinigten Staaten und Canada ausgegeben werden. Auf der ganzen Reise von Libau nach Amerika haben die Reisenden nur einmal umzusteigen. — Wer zu reisen beabsichtigt, tut gut, zuvor bei uns anzufragen.

Jede Anfrage wird prompt beantwortet.

Adresse: Карлсбергъ, Спиро и Ко.

ЛИБАВА, Курляндской губ.

Адресъ для телеграммъ: КАРЛСБЕРГЪ—ЛИБАВА.



## Beste Solingener Stahlwaren,

Rasiermesser mit Garantie, Tischmesser mit Gabeln, Scheeren alle Art, Taschenmesser, Jagdmesser und Dolche, Fleischhackmaschinen für Haus und Wurstmachereien, beste englische Werkzeuge für Tischler, Schreiner, Schmiede, Schlosser und Schuster.

Billigste Fabrikpreise.

Stahlwarenmagazin

## K. G. Trejbal

Saratow, Alexandrowskaja Straße, Haus Tillo.

Herausgeber H. Schellhorn.